

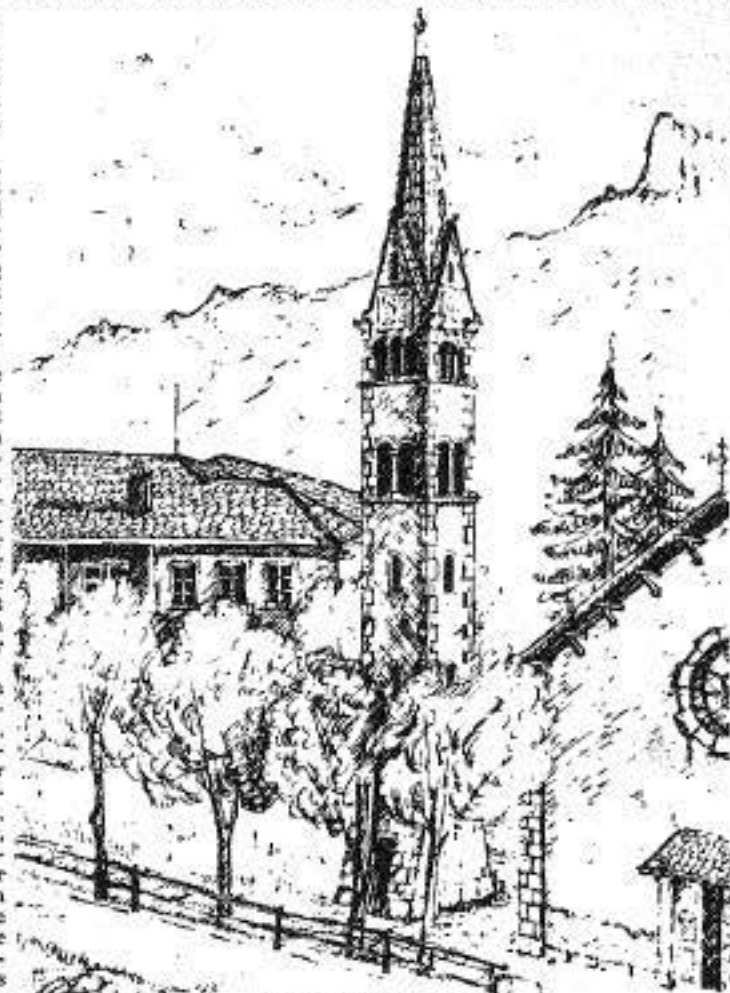
## Freundschaft mit Lusern bekräftigt

Pfarrgemeinderat Gundihausen besuchte Sprachinsel bei den „Sieben Gemeinden“

Seit Jahren unterhält die Pfarrgemeinde Gundihausen freundschaftliche Beziehungen mit der Bevölkerung der cimbrisch-altbairischen Sprachinsel Lusern am, bereits zu Trient gehörigen, Westrand der „Sieben Gemeinden“. So fuhr dieser Tage eine Abordnung aus dem Vilstal mit Pfarrer Josef Neumaier und Pfarrgemeinderatsvorsitzenden Ludwig Penker in die „Terra Cimbra“, um diese Verbundenheit zu bekräftigen. Nach dem Besuch der Krankenpflegeschule Vilsbiburg sowie des Vorstands des Bayerischen Senats und der Landtagsprozesse war das in kurzer Zeit die dritte Begegnung mit dieser lebendigen Sprachinsel hoch über dem Asticotol.

Bei einer festlichen Messe in der neu renovierten Pfarrkirche, die Don Marco Alessandrini und Pfarrer Josef Neumaier gemeinsam zelebrierten, wurden Lesung, Evangelium und Predigt zur Freude der Einheimischen auch in deutscher Sprache gehalten und deutsche Kirchenlieder erklangen. Am Schluß des Gottesdienstes überreichte Ludwig Penker als Gastgeschenk ein kunstvoll gearbeitetes Altartuch, das – wie Don Marco in seiner Dankrede bekundete – einen Ehrenplatz in der Luserner Kirche erhalten werde.

Am Gottesdienst nahmen auch Frau Universitätsprofessor Dr. Maria Hornung aus Wien und Cav. Hugo F. Resch vom Bayerischen Cimbristikuratorium teil, die anschließend einen lebhaften Gedankenaustausch in der Sprachinselpflege pflegten. Resch hatte zuvor mit der Redakteurin Carmen Winklmüller vom Bayerischen Rundfunk Tonaufnahmen im gesamten Sprachinselbereich im venedisch-friauler Alpenbogen gemacht und an einer Sitzung des Schwesternkuratoriums in Verona teilgenommen. Eine einstündige Hörfunksendung im Ersten Programm des Bayerischen Rundfunks ist für Januar 1989 vorgesehen.



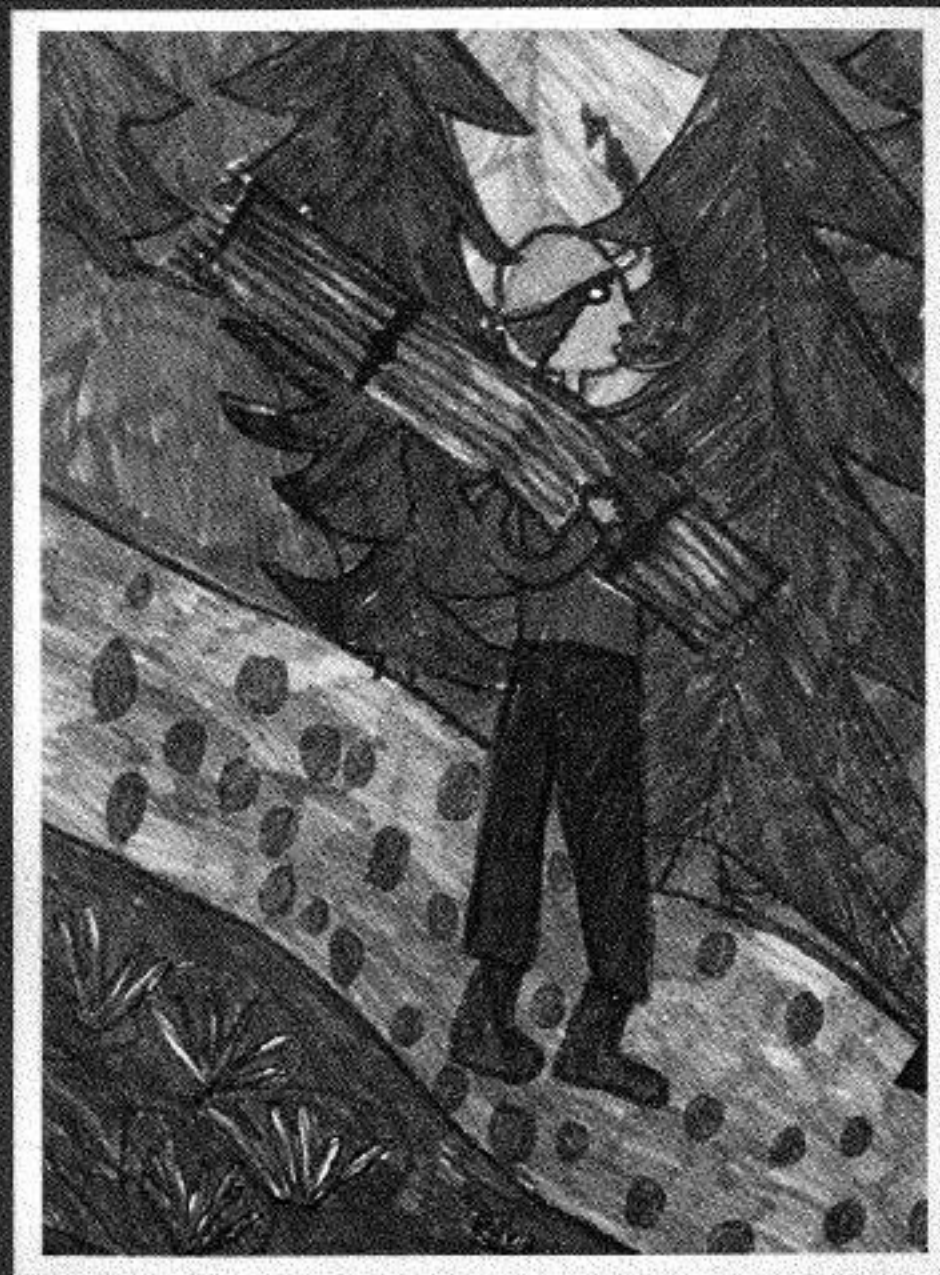
Die Kirche von Lusern

Ludwig Penker sprach ausführlich mit dem Bürgermeister von Lusern, Rag. Luigi Nicolussi-Castellan. Dabei ging es um künftige Gegenbesuche und einen Jugendaustausch beider Gemeinwesen, die das gemeinsame Brauchtum und Sprachgut pflegen sollen. Die Abordnung aus Gundihausen, die in Roana wohnte, da Lusern immer noch über kein passables Hotel verfügt, besichtigte das Cimbricummuseum in Roana und den Relä-Bauernhof in Canove, der als muster-gültiger Viehzuchtbetrieb beeindruckte. Kundig geführt von Pfarrer Neumaier besuchte man auch das nahe gelegene Padua, die Stadt des heiligen Antonius. Eine gemeinsame Messe in der Pfarrkirche von Roana wurde durch cimbrische Lieder des Kirchenchores von Mezzaselva verschönt.

# Cimbernland

Curatorium Cimbricum Bavarense

13/1987



*Titelbild: „Holzheimführen für den Winter“*

*Kinderzeichnung der Volksschule Asiago*

Cimbernland – Jahresmitteilungen des Cimbekuratoriums

Herausgegeben vom Bayerischen Cimbekuratorium e. V.

Schriftleitung Hugo F. Resch

Satz und Druck: Bosch-Druck, Festplatzstraße 6, 8300 Landshut-Ergolding

Die Zeitschrift ist gegen Schutzgebühr bei der Versandstelle des Cimbekuratoriums,

Drosselweg 6 D 8300 Landshut zu beziehen.

Kuratoriumsmitglieder erhalten sie unentgeltlich.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht immer die Meinung

der Redaktion darstellen müssen, sind die

Verfasser verantwortlich

## Zum Inhalt

Das neue Heft „Cimbernland“, die 13. Ausgabe der immer beliebter werdenden „Mitteilungen des Bayerischen Cimbekuratoriums“ schöpft wieder aus der Fülle der – leider im Original kaum noch erreichbaren – Sprachinselliteratur, die immer noch von hoher Aktualität ist. Als Kontrast sieht dabei die Schriftleitung, die den Kuratoriumsmitgliedern Roberto E. Baliari-Soust aus Köln und Dr. Anthony Rowley aus München für die Bereitstellung der Druckunterlagen zu danken hat, dabei die fundierte Arbeit von Dr. Bruno Schweizer über „Die Herkunft der Zimbern“ und die grundlegende Untersuchung von Christian Schneller über „Deutsche und Romanen in Süd-Tirol und Venetien“. Gerade in ihrem – aus unterschiedlichem Zeitgeist entstandenen – Gegensatz sind sie reizvoll und aufschlußreich. Wertvolle Literaturhinweise ergänzen die beiden Artikel. Passend fügt sich dazu der 1917 erschienene Bericht von G. Hertzog über „Eine deutsche Sprachinsel in Welschtirol“, der die damalige Situation von Lusern schildert. Zwei Arbeiten über „Die Insel in den Bergen heißt Luserna“ und „Freundschaft mit Lusern bekräftigt“ schließen den Blick aus aktueller Perspektive.

Das Titelbild aus der Serie von Kinderzeichnungen der Volksschule Asiago-Sleghe zeigt diesmal einen jungen Cimbern beim „Holzheimführen für den Winter“ aus der Hand der elfjährigen Claudia Cunico. Eine alte Ansichtskarte von Schloß Tirol bei Meran und die Zeichnung über „Alte Bauernhäuser in Unter-Zahre“ aus der Feder von Dipl. Ing. Bruno Westermeyer aus Bregenz lockern mit ihren Illustrationen auf. In einer Buchbesprechung würdigt Kuratoriumsmitglied Dr. Anthony Rowley die Arbeiten von Wolfgang Meid über „Die zimbrischen Katechismen“, die seinerzeit auch als Jahresgaben des Cimbekuratoriums übernommen worden waren. Traurige Chronistenpflicht war es schließlich, des langjährigen Präsidenten des Kulturvereins Lusern und Kuratoriumsmitgliedes, Germano Nicolussi Moz Zaiga zu gedenken, der am 15. August 1988 in Trient verstarb, ein herber Verlust für Lusern und das Kuratorium.

Landshut, im September 1988

Hugo F. Resch



### Germano Nicolussi Moz Zaiga

\* 25. November 1923      † 15. August 1988

#### Ein herber Verlust für Lusern und das Kuratorium

Am 15. August 1988 verschied in Trient, drei Monate vor seinem 65. Geburtstag, der Präsident des Kulturvereins Lusern, Germano Nicolussi Moz Zaiga. Bis zu seinem frühen Tod war er ein überzeugter Verfechter der sprachlichen und kulturellen Eigenständigkeit seiner „cimbrischen“ Heimatgemeinde hoch über dem Astachtal. Seine Aktivität strahlte auch in das Fersental, in dem er viele Freunde hatte. Die Förderung des Schulunterrichtes im heimatlichen Idiom und in der deutschen Hochsprache war ihm

ein frühes Anliegen, das ihn in sein Heimatdorf Lusern ebenso führte, wie nach Florutz und Palai. Die Bücherei im alten Kulturhaus von Lusern, von seinem Freund Josef Nicolussi-Castellan liebevoll betreut, lag ihm stets am Herzen. Sie ist älter als die jetzt von Region und Provinz großzügig geförderte Gemeindebibliothek. Besonders aber widmete er sich dem Luserner Kalender, den er auf das Fersental ausdehnte und damit neue Freunde gewann. Er ist sein Vermächtnis auch für künftige Jahre. Für das Bayerische Cimbernkuratorium, dem Germano Nicolussi seit vielen Jahren angehörte, bleibt er Verpflichtung über seinen Tod hinaus.

Nicolussi wurde am 25. November 1923 in Lusern als Kind bäuerlicher Eltern geboren. Er war der letzte von vier Söhnen und verlor seinen Vater, als er 14 Jahre alt war. 1940 trat er in den Dienst der Italienischen Staatspost, der er, von kriegsbedingten Unterbrechungen abgesehen, bis 1947 angehörte. Sein Studium als Bauingenieur in Bozen konnte er, 1942 zu den Waffen gerufen, nicht vollenden. Von 1947 bis 1968 arbeitete Nicolussi in der Schweiz. Mit dem Bau der Brennerautobahn kehrte er in seine Heimat zurück und war von 1968 bis 1973 Baustellenverwalter in Atzwang bei Bozen. Nach Ende der Arbeiten ging er mit seiner Firma in den Raum Mailand, bis er 1982, 59jährig, aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand trat.

Mit einer Gruppe von Freunden gründete Germano 1972 den „Kulturverein Lusern“, deren Präsident er vom Gründungsjahr bis zu seinem Tode war. In dieser Eigenschaft hat er, der eine Frau und drei Kinder hinterläßt, sich in seiner Heimat, aber auch in Bayern und Österreich, viele Freunde geschaffen. Für viele Menschen, auch für uns, ist der Verlust, den sein Hinscheiden brachte, groß. In seiner Güte und Menschlichkeit, in seiner Treue zur Heimat, wird er in uns lebendig bleiben.

Hugo F. Resch

# Die Herkunft der Zimbern

« Zimbern » nennt man gemeinhin die Bewohner der Sieben und Dreizehn Gemeinden, deren eigenartigen deutschverwandten Dialekt zum erstenmal der bayerische Gelehrte Johann Andreas Schmeller 1838 in den Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wissenschaften wissenschaftlich untersucht hat. Es ist schon reichlich viel über sie geschrieben worden, insbesondere über die Frage ihrer Herstammung. Gewissermassen ein abschliessendes Urteil darüber will Stolz in seinem Werke: « Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden » (München 1927, Bd I, S. 89ff.) nach reiflicher Erwägung der ihm vorliegenden Argumente abgeben, indem er, annähernd der Ansicht Schmellers folgend, für wahrscheinlich hält, dass 1. das geschichtliche Alter der Siedlungen nicht über das 10. bis 11. Jahrhundert zurückreiche, und 2. dass es sich dabei nicht um Überreste einer in das Gebirge gedrängten, aus der Völkerwanderungszeit stammenden germanischen Bevölkerung, sondern um Pioniere einer aus Deutschland sich fleckweise vorschleppenden Ausdehnung handle. Besonders wendet er sich dann S. 91 im Hinblick auf die Trienter Sprachinseln im Fersental gegen die Meinung, dass sich am Südschloß der Alpen bis Verona und Vicenza Volkstum und Sprache germanischer Völkerwanderungsreste (besonders von Goten und Langobarden) erhalten hätten und auf dieser Grundlage, verstärkt durch neuen Zugang aus Deutschland seit der politischen Angliederung der Mark Verona an das Deutsche Reich, sich im 10. bis 13. Jahrhundert eine fast geschlossene oder doch überwiegend deutsche Siedlung ausgedehnt habe, und dass man diese Annahme auch zur geschichtlichen Erklärung des Deutschtums im Trienter Etschgebiet bis hinauf gegen Bozen heranziehen wolle. Von der Haltbarkeit dieser Auffassung habe er sich aus folgenden Gründen nicht zu überzeugen vermocht: 1. fehlten die Voraussetzungen, nämlich die Beweise, dass die Langobarden im Gebiete von Trient ihre germanische Volksart besser und

länger bewahrt hätten als in anderen Teilen ihres Reiches, 2. reichten die wenigen Nachrichten, die wir über die erste deutsche Niederlassung in jenen welschtiroler Sprachinseln haben, nicht über das 12. Jahrhundert zurück, 3. befänden sie sich durchwegs in den höchsten Lagen des Landes, die aller Berechnung nach zuletzt besiedelt worden sind, 4. sei die Mundart dieser Sprachinseln im Trienter Gebiete gleich jener in den Sieben und Dreizehn Gemeinden der tirolisch-bairischen zunächst verwandt.

Dies sind aber nur negative Kriterien, die jederzeit durch neue Feststellungen oder Entdeckungen umgestossen werden können und auch tatsächlich bereits durch die seit der Abfassung des Werkes (1927) neugewonnenen Erkenntnisse philologischer Art wesentlich eingeschränkt (1) werden, ganz abgesehen davon, dass das stark gewachsene Interesse an der historischen und kulturellen Sendung des Langobardentums bereits verschiedene neue Bücher und Forschungen angeregt hat. Überdies bereitet man auch auf italienischer Seite einschlägige Arbeiten vor.

Auch für mich war, solange ich nur die Literatur über die Zimbern, diese selbst aber noch nicht persönlich kannte, die Annahme einer Ansiedlung bairischer Bauern geradezu Evangelium und jede Verbindung mit Langobarden ebenso unsinnig wie eine solche mit den seligen Cimbern des Marius. Aber schon meine ersten knappen Aufnahmen, nach denen ich Ende 1939 mein Büchlein über Giazza herausbrachte, belehrten mich, dass wohl von einer gewissen Verwandtschaft mit dem Südbairischen gesprochen werden muss, dass man aber auf keinen Fall annehmen darf, es habe sich im Zimbrischen gewissermassen ein sonst überall verschwundener Urzustand des Bairischen - etwa des XI., XII., oder auch XIII. Jahrhunderts - erhalten. Der Vergleich mit Island, in den Schmeller seine Abhandlung von 1838 ausklingen liess, hinkt stark. Es war ja der Adel Norwegens der, nach 875 von der Diktatur des Harald Hárfagur nach der freien Nordinsel auswanderte und Sprache und

Sitte, Glauben, Sinnesart und Sagenut mitnahm, und wohl mehr der inneren Stärke als der äusseren Abgeschlossenheit war die Bewahrung altnordischer Sprache dort zu verdanken. Wenn man aber zu den Zimbern kommt, dann ist für jeden, der Bayern und Tirol kennt, der erste Eindruck der von wirklich echt einheimischen Menschen: dies sind keine Bayern und noch weniger Tiroler; solch germanisch aussehende blonde, bläugige, hellhäutige Leute sind dort in Tirol und Bayern die Ausnahme, aber nicht die Regel (2). Ich kann mir nicht denken, aus welcher Gegend Bayerns die Zimbern kommen sollten; ihr Habitus und ihre Art zu reden und sich zu bewegen würde am ehesten noch ins Alemannische oder dessen Nachbarschaft passen, aber auch nur deshalb, weil sich dort das germanische Element reiner erhalten hat. Ihre somatische Sonderheit findet sich auch ausserhalb der heute noch zimbrisch verstehenden Gebiete in Oberitalien erstaunlich weit verbreitet, jedoch immer in ziemlich gut abgegrenzten Bezirken, so besonders im Raume der Dreizehn Gemeinden ob Verona, wo die Angrenzer mediterraner Rasse meist mit unverhohlenen, ja oft feindseligem Neid die edlere Naturgestalt ihrer Nachbarn anerkennen müssen.

Gerade diese Beschaffenheit war es immer schon, die mehr als das Sprachliche dem Volke bewusst wurde und es verhältnismässig rein erhielt. Schon 1763 schrieb Marco Pezzo folgenden:

« Überdies sind wir den Deutschen an Aufrichtigkeit, Treue, liebevoller Aufnahme der Fremden, Tapferkeit, Stärke, selbst an Liebesgestalt und Neigung zum Essen und Trinken so ähnlich, dass man glauben möchte, wir müssten erst jüngst aus unsern vorigen Ländern (3) gekommen sein... Es findet sich ferner bei verschiedenen Familien ein gewisser Adel des Geblütes bei beiden Geschlechtern, der von unsern Vorfahren auf sie vererbt worden ist, in einer angeborenen Grösse, in einer natürlichen Artigkeit des Betragens und endlich in einer edlen Miene, welche sich in ihrem Gesichte zeigt, obwohl sie zwischen Wäldern und Felsen wohnen und nur der Viehzucht und andern ländlichen Beschäftigungen obliegen ».

Ähnliche Bemerkungen findet man auch bei Dal Pozzo für die Sieben Gemeinden, und man kann sie tatsächlich noch heute weitgehend be-

stätigt finden und zwar nicht nur in den Gebirgsmassiven bawaro-tiroler medioevale.

Orten der Ebene wie Schio, Recoaro, Arsiero und Malo. Gerade diese somatisch andersartige Beschaffenheit hat wohl zu den verschiedenen Einwanderungssagen Anlass gegeben, dass etwa die Molenser von den Goten, die Schlierer von den Angelsachsen und die übrigen von den Cimbern des Marius stammen und aus der Wiege des Germanentums, aus Dänemark, gekommen sein sollen.

Ich glaube, die Zimbern müssten schon sehr früh, mindestens um 600—700, etwa als Vorausabteilung der Tirol besetzenden Urbaiwaren, bis Vicenza und Verona vorgestossen sein und dann, da ja das gute Land schon von den Langobarden besetzt war, sich mit den unwirtlichen Gebirgstälern begnügt haben und ferner von ihrem « Wirtsvolke » die bekannten Rassegesetze übernommen haben, die ihnen dann den Bestand ihrer rassistischen Eigenart bis zur Gegenwart gesichert hätten. Eine spätere Einwanderung, insbesondere eine solche im XII. oder XIII. Jahrhundert, würde aus Bayern oder Tirol wohl nur verarmte Hintersassen schlecht verwalteter Herrschaften von ganz unberechenbaren körperlichen Merkmalen gebracht haben; die Zeit der grossen Ostkolonisation war fast vorbei und die des inneren Ausbaues war gekommen, wie uns die vielen Rodungsnamen aus jener Zeit um die Altsiedlungen herum deutlich lehren. Die Siedler dieser späteren Epoche hätten niemals das Selbstbewusstsein und der Freiheitwillen, den kriegerischen Geist und republikanischen Sinn aufgebracht, der aus allen Nachrichten über die Zimbern und nicht zuletzt aus den Gesetzen und Statuten spricht, unter denen sie viele hundert Jahre lebten, und die sie natürlich immer wieder ihren Oberherren abtrotzen mussten. Selbst für Siedler der bairischen Ostkolonisationszeit (955—1000) erscheint mir solche Gesinnung nicht mehr wahrscheinlich. Sie kann sich auch nicht von selber bilden, wenn nicht keine geistiger Art vorhanden sind, die den Leuten das Bewusstsein geben, irgendein grosses, ruhmvolles, wenn auch tragisches Schicksal der Ahnen fortzusetzen. Es hätte sich m. E. auch irgendwo die Spur einer Einwanderungssage erhalten müssen, aus der Beziehungen zu Bayern oder Tirol zu entnehmen wären — aber trotz des erstaunlichen Sagenreichtums findet

sich nichts davon. Im Gegenteil, die Leute kennen Tirol nur wie ein feindliches Hinterland und Deutschland oder Oesterreich erst, seitdem sie dort als «Italiener» Sommerarbeit suchten — was wohl erst seit 1803 möglich war. Unter «Deutsch» verstehen die Zimbern den Unterschied zum Romanischen, d.h. ausser ihrem Dialekt noch den der Oesterreicher, und in Bayern fängt für sie schon «Prussia» an; Bozen heisst nach trentiner Aussprache «Bozàng»; Innsbruck und Vienna — Wien sind kaum bekannter als «Monaco» — München. Auch für Tirol wird nur der italienische Ausdruck «Tirol» gebraucht, während umgekehrt für eine Reihe italienischer Orte gut zimbrische Namen gang und gäbe sind, die z.T. ältere oder eigentümlichere Formen bewahren als die entsprechenden italienischen (4).

So lautet Verona zimbr. «Beorn, Bern». Dies entspricht dem Bern, Berne der deutschen Heldensage, das schon im 9./10. Jh. als «Perina» und später als «Berna» glossiert wird. Das setzt eine Nostrifizierung der romanischen Aussprache durch langobardischen Mund voraus, wobei der Labiodental-*v* durch einen lgb. Bilabial *b* oder *p* ersetzt wurde, der Akzent auf die erste Silbe verschoben und die Mittelsilbe ausgelassen wurde. Das in der älteren Glosse erscheinende *pist* wohl am ehesten als lgb. Schreibung für den Laut *ph* auszulegen (vgl. Bruckner § 68), der damit als Spirant und als wesentlich verschieden sowohl vom rom. *v* als auch vom germ. *w* ausgewiesen wird. Letzteres hätte wohl als *gu* oder *uu* erscheinen müssen. Das später auftretende *b* wird klar durch das Zimbrische fortgesetzt, dessen *b* als bilabiales meist durch einen leichten *b*-Verschluss eingeleitetes *w* gesprochen wird, so dass es dem ital. *b* sehr nahe kommt.

Trient lautet zimbr. «trina», dessen Entwicklung aus dem lat. Tridentum ebenfalls eine Langobardisierung voraussetzt, in dem der Akzent auf die erste Silbe gezogen und die Endsilbe vernachlässigt wurde, so dass triden entstand, das nach rom. Lautgesetz sein inlautendes *d* verlor; das verbleibende «trien» wird zimbr. monophthongiert.

Recaro (aus lat. Recubarium) lautet zimbr. «rikavér», «rikebár» (SchmB) bewahrt das alte *b*.

Schlo (aus lat. Scledum, Sledum) lautet zimbr. «sloit», wobei sowohl im *l* wie im *t* ein wesentlich älterer Lautstand als im Romanischen bewahrt ist. Ähnlich bewahrt zimbr. «slege» (aus lat. Asilicum) für it. Asiago das nicht mouillierte *l*. In zimbr. «kjenne» für Thiene (it. diol. tsene) liegt ebenfalls ein älterer Lautstand vor. Merkwürdig ist auch die Form «Roamond», «Roamant» (SchmB) für Rom, die m.E. von dem Einwohnernamen Romani herzuleiten ist (mit sekundärem *d*). Aus den romanischen Lehnwörtern im Zimbrischen erweist sich die Tatsache, dass im Hochmittelalter die Umgebung des Zimbrischen noch nicht italienisch, sondern eine Art ladinisch war; durch die von den gleichen Vorgängen betroffenen, aus dem Romanischen entlehnten Ortsnamen werden diese Nachbarschaftsverhältnisse geographisch näher bestimmbar. Es wäre also verfehlt, zu schliessen, dass der Sitz der Zimbern früher nördlicher (etwa in Nachbarschaft der heute ladinisch sprechenden Restgebiete) gelegen haben müsste, sondern im Gegenteil, wir entnehmen daraus den für die Entwicklungsgeschichte des Romanischen bedeutsamen Schluss, dass dem Ladinischen ähnliche Mundarten einst sogar einen wesentlichen Teil der Poebene erfüllten, wo ja heute noch das dem Ladinischen sehr nahe stehende Friaulische ein beträchtliches Gebiet beherrscht. Es müsste möglich sein, aus einer zusammenfassenden Unromanischen Lehnwörter bündige Schlüsse auf Zeit und Gegend der Übernahme zu ziehen, und Gegend der Übernahme zu ziehen.

Völlig versagt die Ansiedlerhypothese, wenn man versucht, aus dem heutigen sprachlichen Befund des Zimbrischen Herkunftsschlüsse zu ziehen, wie man dies ja mit Erfolg bei den Siebenbürger Sachsen, den ungarischen Sprachinseln und sonst noch angewandt hat. Man kann die erforderlichen Komponenten im bairischen Sprachgebiet gar nicht so auffinden, dass sich aus ihnen mit einiger Wahrscheinlichkeit das Zimbrische ergeben würde. Man kann dagegen einwenden, dass die Abspaltung schon so früh erfolgte, dass auch das Bairische inzwischen seine Entwicklung durchmachte — es ist aber nicht zu begreifen, dass z.B. die Entwicklung des alten *eu* im Bairischen andere Wege ging als im Zimbrischen. Während dort (abgesehen von der jüngsten schriftsprachlich beeinflussten Entwicklung) das alte *eu* und der Umlaut des alten

*ü* scharf auseinander gehalten werden, hat das Zimbrische für beide Lautgruppen nur eine Entsprechung, das gerundete *äu*, in Glazza sogar (vielleicht sekundär?) *au*, was Schatz (Althochd. Gram. § 44) als unbairisch anspricht (alem. oder fränk.). Man beachte wohl, dass diese Entwicklung die beiden heute noch lebenden Gruppen des Zimbrischen ganz gleichartig betrifft, obwohl sie miteinander Jahrhunderte hindurch bestimmt keine engeren Verbindungen hatten als etwa mit den Tirolern oder Bayern. Wenn man Einzelsiedler als Grundlage der späteren Sprachinseln annehmen wollte, die durch Zufall oder Willkür bestimmt wurden, dann kann man nicht verstehen, dass an zwei weit entlegenen und früher noch weniger als jetzt, aber auch jetzt nicht miteinander in Verbindung stehenden Gebieten genau die gleiche Mischung von Ansiedlern zustande gekommen wäre, die dann in den folgenden Jahrhunderten zwar in gewissen grammatischen Einzelheiten voneinander abwichen, aber doch bestimmte, nur dem Zimbrischen eigene Sprachgesetze bewahrten, die es den Zimbern erlauben, die verschiedenen Gruppen als ihresgleichen zu erkennen, wie es Bayern, Schwaben oder Niedersachsen in ihrem Bereiche können.

Schon aus der Tatsache, dass im Zimbrischen Entsprechungen wie *au*—*ue* und *ü*; oder *a*—*ohd. ä*, vorliegen, muss man bei der Annahme bairischer Herkunft als Zeitpunkt der Abspaltung mindestens das 10.—11. Jahrhundert ansetzen; die Erhaltung der *-e*- und *-a*-Endung der *n*-Stämme in den Sieben Gemeinden erfordert denselben Zeitpunkt. Dies würde zwar gut mit dem oben aus negativen Gründen für weniger unmöglich erklärten Zeitpunkt 955—1000 einer frühbairischen Kolonisation zusammenstimmen, wenn überzeugende positive Argumente vorlägen; sie liegen aber nicht vor.

Das, was wir heute als «Bairisch» empfinden und beurteilen, ist jedenfalls nach Massgabe der schriftlichen Überlieferungen fast ausschliesslich Ergebnis der nachmittelhochdeutschen Zeit, also einer Zeit, in der die Zimbern auch beim spätesten Ansatz ihrer Abspaltung längst in ihren abgesonderten Wohnsitzen hausen mussten. Es müssen also doch irgendwelche Fernverbindungen auch noch in späterer Zeit bestanden haben, auf deren Bahnen verschiedene Entwicklungen nachmhd. Zeit gleichge-

schaltet wurden. Dies sei unbestritten. Das Zimbrische trägt ja einen unverkennbaren tirolisch-bairischen Firmis.

Für die Beurteilung der Herkunft sind aber auch noch andere Momente wichtig. So fehlen dem Zimbrischen die meisten typischen Alpenwörter. Es ist auffallend, dass die Zimbern für die Gebirgstiere Hirsh, Hirschkuh, Reh, Birkhahn keine alten Namen besitzen. Es ist doch nicht wahrscheinlich, dass sie von Tirol kommend ausgerechnet diese Namen verloren hätten, vielmehr dürften sie dieselben im Flachland nicht gekannt haben und benannten sie deshalb, als sie in die Berge stiegen, mit «Wilder Ochse» — «Wilde Kuh» — «Wilde Geiss» — «Wilde Henne». Für die Gemse, soweit man sie nicht mit dem Reh zusammenwirft, sagt man «Kamotza» mit einem rom. Lehnwort. Die Felsen werden «stela» = Wandbrett, Stellbrett genannt, die Almen heissen einfach «Berge».

Die Zimbern haben ferner keine unterschiedlichen Bezeichnungen für die Brunst der Herdentiere wie in Tirol und Bayern überall. Auffallend ist auch die Bezeichnung «Sache» für das Nutzvieh (Rinder, Schafe und Ziegen), was auf die alte Bedeutung «Rechtshandel» zurückgeführt werden muss. Man blieb allerdings beim Rechtshandel nicht stehen, sondern betrachtete das Vieh als Streitobjekt an sich. Da im Zimbr. die hochd. Bedeutung «Gegenstand» für das Wort «Sache» fehlt, kann sie nicht zum Ausgangspunkt des Bedeutungswandels gemacht werden. Und da sich diese vom Tirolisch-Bairischen ganz abweichende Bezeichnungsweise in gleicher Weise in den Sieben wie in den Dreizehn Gemeinden findet, kann sie sich nicht erst in der Bergabgeschlossenheit entwickelt haben. Es liegt m.E. eine andere Struktur der Viehwirtschaft zugrunde, die mehr aufs Grosse nach Art von Farmbetrieben geht, denen der liebevolle Kleinbetrieb nach Tiroler Art völlig fremd ist. Man erkennt dabei auch aus der Sprache deutlich, dass die Stellung des Menschen zu Tier mehr der romanischen Geisteshaltung entspricht. Hinzu kommt noch, dass in Glazza ob Verona die Ausdrücke des Getreidebaues nur rudimentär erhalten sind, so dass «paugan» nicht mehr pflügen sondern «durch tiefen Schnee waten» bedeutet und «dreschen» für «Bäume schütteln» gebraucht wird. Das Pflugmesser («Sech») hat nach Schm. Bergm. 168 die Bedeutung «Degen» (spada) angenommen.

Interessant ist schliesslich, dass Wort «Wand» im Zimbr. den Stein bezeichnet. Da das Wort doch zu «winden» gehört, bedeutete es ursprünglich die aus Zweigen und Ruten geflochtene und dann mit Lehm verkleidete Hauswand. Um zur Bedeutung «Stein» (in Glözza selbst der kleinste Kieselstein) zu gelangen, müssen wir einen langen Umwendungsweg in einer nur mit Steingebäuden besetzten Gegend voraussetzen, deren Wände eben grundsätzlich aus Bruchsteinen bestanden — dies konnte nicht das holzreiche Bergland, sondern nur die Ebene sein, die aus dem an Steinbrüchen reichen Gebirgsrand ideales Baumaterial bezieht.

Hierher darf man vielleicht auch die Tatsache der Plattendünne in den holzreichen zimbrischen Gebieten stellen. Denn die Umhegung der Gärten, Wege und Weidegründe mit oft mannshohen Steinplatten ist wohl in ihrer allgemeinen Verbreitung nicht so sehr eine Folge des geeigneten Mineralvorkommens als vielmehr ein Erbe mediterraner Steinkultur.

Und dann muß noch die überaus enge Bindung des Zimbrischen aller Gruppen an das Italienische, bzw. an die romanischen Mundarten des umgebenden Raumes, ins Auge gefaßt werden, die sich auf Lautgebung (5), Wortschatz (6), Bedeutung (7), Formenlehre und Satzbau (8), erstreckt, ohne daß dadurch übrigens die Sprache radebrechend oder undeutlich würde. Im Gegenteil, die Fremdwörter und Lehnwörter fügen sich elegant in den gewöhnlich raschen und wichtigen Redefluß, sie ermöglichen den Zimbren eine gewählte und genaue Ausdrucksweise, die mit keinem unserer Binnendialekte zu vergleichen ist. Die Sprachmelodie und die ganze Diktion klingt völlig unboirisch-untirolesch, das Verweilen auf den Längen und das oftmalig unverständliche Zusammenraffen einer ganzen Reihe von Kürzen und nebensächlicheren Wörtern erinnert lebhaft an den germanischen Sprechers, aber nicht an das musikalisch tönende, silbenzählende Schnaderhüpfel. Bezeichnenderweise kennt das Zimbrische auch den Endreim in seinen Liedern nur ausnahmsweise.

Aus diesen Tatsachen, die nur eine kleine Auswahl darstellen, muß man folgendes schließen:

Die Zimbren kamen in ihre heutige Heimat

nicht aus einem Gebiet der Einzelviehwirtschaft, sondern einem solchen des Getreidebaues (s. auch Fußn. 6), und Steinhauses, also von Süden her; sie kamen nicht aus dem Gebirge, sondern aus dem Flachland. Sie kamen ferner aus einer Gegend, wo sie jahrhundertlang als Minderheit im gemischtsprachigen Raum mit Romanen gelebt haben, bis sie in die völkische Isolation gingen. Sie müssen aber dennoch in der Zeit der Sprachmischung ihre germanische Eigenart im wesentlichen treu bewahrt haben, obwohl ihnen das kulturelle Übergewicht des Romanischen eine so weitgehende Anpassung aufzwang. Nur so ist es nämlich erklärbar, daß einerseits noch vor 100 Jahren die Kenntnis des Italienischen fehlte (aber auch schon um 1600, sonst hätte man keinen zimbrischen Katechismus gebraucht!), daß aber andererseits die Sprache selbst tausend Zeugnisse für einen weit zurückreichenden Zusammenhang mit der Entwicklung des Italienischen bietet. Es wäre sehr wichtig, einmal zu untersuchen, bis in welche Zeit zurück die einzelnen Anleihen reichen, welche Gebiete sie betreffen, und ob man vielleicht aus den Einzelheiten dieser Anleihen Rückschlüsse räumlicher Art (Einzugsbereich und Wanderweg der Einflüsse) ziehen kann.

Man darf ja überhaupt das Zimbrische nicht immer wie eine Insel betrachten; denn selbst wirkliche Inseln leben nicht isoliert, wie das Isländische zur Genüge beweist. Wenn also schon das Romanische, das mindestens in den letzten 4—5 Jahrhunderten von den Zimbren kaum verstanden wurde, sich von mächtigem Einzelheiten dieser Anleihen Rückschlüsse räumlicher Art (Einzugsbereich und Wanderweg der Einflüsse) ziehen kann, schon dann von irgendeiner Bedeutung sein, wenn auch nur einzelne Personen damit in Berührung kamen, wie Schmuggler oder Soldaten. Daß das Zimbrische auch nach Norden nicht völlig abgesperrt war, beweist vor allem die Dialektgeographie, die auf einer gewissenhaften, methodisch gut vorbereiteten und möglichst Ort für Ort berücksichtigenden Aufnahme der gesprochenen Sprache vom Munde der Sprecher beruht. Für das deutsche Sprachgebiet von Südtirol habe ich diese Aufnahme in den Jahren 1941—44 durchgeführt und bin zur Zeit noch mit der Auswertung des Materials beschäftigt. Allerdings fehlt mir eine vergleichbare Aufnahme des zwischen Zimbren

und Südtirol liegenden welschtiroler Gebietes, die sicherlich noch manches zu den hier erörterten Problemen beitragen könnte.

Die Dialektgeographie zeigt mir augenfällig, daß die Zimbernfrage eng zusammenhängt mit der ganzen Südtirolfrage. Ich habe nämlich mein Südtiroler Fragebuch auch im Fersental und in allen zimbrischen Gemeinden und Restgebieten (wie Foza und San Sebastiano) abgefragt, so daß Verwandtes und Fremdes aufscheinen muß. Und da zeigt sich, daß viel sprachliches und volkskundliches Kulturgut (was ich weitgehend berücksichtigt) in Südtirol steckt, das wohl in den zimbrischen Gebieten, nicht aber in Bayern (oft auch in Nordtirol nicht) seine Entsprechungen hat (9). Wir finden nicht, wie das sonst in Sprachgrenznähe normal ist, ein allmähliches Ausklingen, ein Verebben des Volkswüchsigen — sondern ein stufenweises Anschwellen, eine Häufung andersartiger Erscheinungen bis zu einem klaren Abbruch an den zimbrischen «Inseln», denen dann ein Trümmermeer anklingender Reste germanischer Herkunft in Form von Namengut und Lehnwörtern (vgl. Attmayer, Die deutschen Kolonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona; Ferd. Ztschr. 12. 13; 1855, 67) (10) vorgelegt ist. Wir erkennen: hier war einmal etwas Großes, das in Stücke brach und versank!

Was sollte dieses rätselhafte Große anderes gewesen sein als die mächtige langobardische Kultur germanischer Art, selbst wiederum erwachsen auf dem Boden, der vom Blute der Ostgoten gedüngt war? Das Langobardische bildete in Italien nach der Gründung des langobardischen Reiches (568) eine große Sprachinsel, deren Schwergewicht nach den Forschungen Gamillschegs (Romania Germanica II) im Norden lag. Besonders wichtig ist für uns folgende Feststellung a.a.O. S. 120: «Es ergibt sich, daß im eigentlich venetianischen Gebiet Vicenza mit der Verhältniszahl 148 ein Hauptstrahlungszentrum langobardischer Namen ist... Vicenza zunächst kommt Verona (83)..., dagegen sinkt im trientinischen Gebiet die Verhältniszahl auf 11 herab». Im Jahre 774 brach das langobardische Reich unter den Siegen Karls zusammen, und wenn auch von den einschlägigen Forschern angenommen wird, daß die langobardische Sprache bis dahin noch voll lebendig war, so sind sie sich doch auch ande-

rerseits einig, daß sie im 10. Jahrhundert erlosch. Sie hätte also den Zusammenbruch des Reiches keine 200 Jahre überlebt, während wir doch meist auch bei den kümmerlichsten Sprachinseln eine unglaubliche Zähigkeit und Lebensdauer mitten im fremden Volkstum beobachten können. Wir wissen noch zu wenig über die langobardischen Siedelungsverhältnisse in der fraglichen Zeitspanne. Siedelten die Langobarden wirklich nur in schütterer Streulage auf Besitzdritteln unter der romanisierten Urbewölkerung, oder schlossen sie sich doch auch (wie vermutlich in der Stadt Trient) zu Vierteln zusammen? Wirkte sich die Aufhebung des Mischehenverbotes 727 gleichmäßig sprachzerstörend auf das ganze Land aus, oder hielt sich um Vicenza und Verona doch noch lange ein beherrschender Volkskern lebendig? Da wir aber einerseits bei den Langobarden ohnehin im Fortleben der Sprache bis ins 10. Jahrhundert annehmen dürfen, andererseits aus historischen und sprachlichen Gründen das erste Auftreten der Zimbren in ebendieser Zeit ansetzen müssen, ist kein vernünftiger Grund einzusehen, warum wir die beiden nicht miteinander verknüpfen sollen. Die Frage der Herkunft der zimbrischen Sprachinseln muß mit der Frage des Verschwindens der Restlangobarden irgendwie zusammenhängen. Es handelt sich nur noch um das «Wie».

Und hier hilft uns das Buch von Föder Schneider «Die Entstehung von Burg und Landgemeinde in Italien. 1924» entscheidend weiter. Schneider zeigt, daß die Langobarden in Italien nach byzantinischem Vorbild die staatliche Organisationsform der Limitansiedlung von Arimannen (*harimannus* = *exercitallis*, Kriegsmann) auf fiskalischem Boden in großem Umfange an allen für die Landesverteidigung wichtigen Punkten durchgeführt haben. Besonders ausgeprägt und dicht liegen die Arimannensiedlungen im Gebiet von Verona zum Schutze der wichtigen «Berner Klause». Sie sind auch in der Valsugana, im Fersental und weiter hinauf im Combratal und am Kastelruther Berg an der Sübener Klause nachgewiesen. Ob Arimannensiedlungen auch im Süden und Südwesten der Sieben Gemeinden festgestellt worden sind, konnte ich nirgends finden, es ist aber m.E. mit Gewißheit anzunehmen, daß das Gebiet von Recoaro, Schio, Thienne, Malo als Verbindungsglied vom

Etschtal zum Saganertal gleichmäßig durch Arimannien gesichert war.

Die Arimannien waren nach Schneiders grundlegenden Feststellungen unwiderruflicher erblicher Besitz Träger, die dem Heerbann und Gericht des Grafen unterstanden. Die Einrichtung als solche ist in verblüffender Kontinuität von den Römern auf die Byzantiner, von diesen auf die Goten und schließlich auf die Langobarden übergegangen und ich sehe in den auffallenden Privilegien, die von der Republik Venedig und den Bischöfen von Verona den Zimbern immer wieder gewährt wurden (und stets mit dem ausdrücklichen Hinweis auf deren Pflicht, die Grenze zu verteidigen) nur die geradlinige Fortsetzung jener altbewährten Einrichtung.

Die Besetzung der Arimannien erfolgte seitens des langobardischen Staates, der offenbar Staatsgrund im Grenzgebiet in weitestem Ausmaß an vorarzte oder infolge der unerhörten Vermehrung des langobardischen Volkes durch weitere Aufteilung des väterlichen Besitzes nicht mehr zufriedenzustellende Freie zur Verfügung stellte. Die Regierung schuf so wirtschaftlich selbständige, aber zum Kriegs- und Grenzwachdienst verpflichtete Staatsbürger und wich der anderen für das Volkstum weniger günstigen Möglichkeit aus, sie als «Libellarii» dem Großgrundbesitz zu unterstellen, wo sie in kurzer Zeit zu Schollenpflichtigen geworden wären.

Während im übrigen Lande die Langobarden verstreut als Grundherren auf enteigneten Gutsdritteln und herrenlosem Großgrundbesitz der romanischen Vorgänger oder gotischen Vorbesitzer saßen, brachte die Staatskolonisation im Grenzraum in Form der Arimannengemeinden unter ihren Schultheißen (Igb. *sculdahis*) eine Zusammendrängung des germanischen Bevölkerungselementes zustande, die gleichzeitig eine positive Auslese bedeutete, da ja vorwiegend die kriegstüchtige Jugend dafür in Frage kam. Es ist also von vornherein wahrscheinlich, daß in den von Arimannenkolonien durchsetzten Gegenden sich am ehesten irgendwelche Reste der langobardischen Kultur und Sprache bis heute erhielten.

Das Langobardische war mächtig, als das Bairische noch unbedeutend war; und als das Balerntum seine erste Höhe der Selbstbewuß-

heit und Machtentfaltung (Ostkolonisation) erreichte, finden wir das Langobardentum schon am Rande des Unterganges. Eine Zeitlang reichen sich die beiden ohnehin eng verwandten Stämme freundschaftlich die Hände (vgl. F. Dahn, *Könige d. G.* 9, 2, S. 36). Und diese Freundschaft, die durch den gemeinsamen Feind, die Franken, geradezu erzwungen wurde, führte ohne Zweifel zu einem lebhaften Kulturaustausch, der natürlich in erster Linie von Süden nach Norden ging. Und als dann das langobardische Reich zusammengebrochen war, trat Bayern sogar in gewissem Sinne seine Erbschaft an, indem die 951 geschaffenen Marken Verona, Trient und Friaul (Aquileia) 50 Jahre unter bairische Herrschaft kamen. Nunmehr ist also der bairische Einfluß der mächtigere, und in diese Zeit, die ohnehin durch die gewaltige Evolution der Ostkolonisation gekennzeichnet ist, ist der Beginn des Vordringens bairischer Sprach- und Kulturelemente nach Süden anzusetzen.

Wir müssen uns das Langobardische und das Bairische als **Kulturzentren** vorstellen, deren Ausstrahlungen sich in Form von Sprachgewohnheiten, Sitten und Glaubensvorstellungen, also von sprachlich und volkskundlich erfäßbaren Wellen oder Einsprengungen objektivierten.

Irgend etwas muß davon gerade in so konservativen Gebieten, wie den Alpentälern, immer hängen bleiben und schließlich in Resten auch heute noch zu finden sein.

Einen Haken hat es nur mit dem Langobardischen. Wir wissen herzlich wenig von dessen Beschaffenheit und Geschichte; kein einziger zusammenhängender Text ist uns in dieser Sprache überliefert, ja nicht einmal Glossen zu fremden Texten, sondern nur gelegentliche Vokabeln, die aus Kuriosität oder des prägnanteren Ausdrucks halber besonders in Rechtsdokumenten lateinischer Fassung überliefert wurden, und Lehnwort- und Namensgut, aus dem man mühsam die mutmaßliche Lautform rückerschließt. Bruckners grundlegende Arbeit über «Die Sprache der Langobarden» (Straßburg 1895) hat das Altlangobardische aus seinen Resten erschöpfend dargestellt. Es ergibt sich daraus eine weitgehende Übereinstimmung mit dem Konsonantismus des gleichzeitigen Althochdeutschen, während der Vokalismus, soweit

dies durch den Schleier der romanischen Schreibungen zu durchblicken ist, mehr altertümlich geblieben ist. Wir wissen aber an sich nichts über die wahren Lautverhältnisse im ausklingenden Spätlangobardischen, von dem man doch annehmen muß, daß es schon infolge der ständigen Berührung mit dem Bairischen und Fränkischen eine dem Mittelhochdeutschen parallele Wendung genommen hat.

Ich will durch eine **vergleichsweise Annahme** klarmachen, wie man sich diese Sachlage in Anwendung auf die zimbrischen Inseln vorzustellen hat. Gesetzt den Fall, das altbairische Stammesgebiet zwischen Lech, Donau und Salzach hätte das Schicksal des Langobardenreiches geteilt und wäre ebenso wie jenes im 9. oder 10. Jahrhundert rückromanisiert worden — Ansätze dazu waren zweifellos vorhanden; in solchen Zeitpunkten entscheiden oftmals Kleinigkeiten für alle Zeit. Wäre also damals Rom wieder mächtig geworden und hätte die Sprachgrenze bis zum Lech und nördlich bis zur Donau vorgetragen, und weiter angenommen, es wären lediglich ein paar inselhafte deutsche Sprachgebiete, die man bestenfalls ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen könnte, sagen wir um Wessobrunn, zwischen Ammer und Würmse und bei Rain oder Schrobenhäusen, nahe der Donaugrenze, erhalten geblieben, während das übrige Bairische einfach nicht existierte, dann hätten wir ungefähr das Problem der zimbrischen Inseln vor uns. Und selbst angenommen, es wäre vom einstigen Altbairischen mehr erhalten geblieben als vom Langobardischen, wir hätten vielleicht das Wessobrunner Gebet, ein paar Predigten und Taufgelöbnisse aus dem 9. Jahrhundert als letzten Ausklang des Bairischen erhalten, was würden wohl die Germanisten und Historiker über die Herkunft jener Inseln sagen, die sich nicht einmal auf das Zeugnis einer auffallenden somatischen Besonderheit berufen könnten? Nehmen wir an, jene Inseln sprächen den gleichen Dialekt, den sie heute sprechen, ich glaube, es würde keiner wagen, diese Inseln für Restbestände der verschwundenen Baiern zu erklären, sondern man wäre sich einig, daß sie vorgeschobene Kolonien der zwar durch einen romanischen Wall getrennten, aber doch irgendwie benachbarten Schwaben bzw. Franken seien. Man würde sagen: Wie das Bairische

aussah, wissen wir einwandfrei aus den hinterlassenen Quellen; was jene Kolonisten aber sprechen, ist kein Bairisch, sondern ein durch romanische Nachbarschaft und spontane Weiterbildung in isolierter Lage verunstaltetes Schwäbisch bzw. Fränkisch. Ebenso würde man es ablehnen, die Grenzsaumerscheinungen des Schwäbischen und Fränkischen auf ehemalige bairische Einwirkung zurückzuführen, denn die Abwesenden haben auch auf philologischem Gebiete unrecht. Aus den drei angenommenen Inseln ließe sich wohl einiges Gemeinsame heraus Schälen, was weder schwäbisch noch fränkisch wäre, aber eine Rekonstruktion bairischer Lautgesetze wäre an Hand solcher Relikte mittels der ahd. Quellen völlig unmöglich. Und trotzdem erscheint uns heute im Rahmen des Gesamtbairischen der sprachliche Zustand jener erwähnten drei Gebiete als durchaus normal innerhalb der breiten Übergangszone zwischen Bairisch, Schwäbisch und Fränkisch. Von den altbairischen Formen lebt heute nur noch herzlich wenig — aber kann man deshalb etwa sagen, es gebe kein Bairisch mehr?

Wir dürfen also annehmen:

1. Zwischen dem Langobardischen des 6.—9. Jahrhunderts, das uns aus wenigen schlecht überlieferten Vokabeln und Namen und rückschlüssen aus italienischen Fremdworten bekannt ist, und einem evtl. heute noch gesprochenen Langobardischen muß ein ebenso großer Unterschied sein wie zwischen dem Altbairischen und den gegenwärtigen bairischen Dialekten.

2. Die Beziehungen, welche in geschichtlicher Zeit zwischen Baiern und Langobarden bestanden, müssen einen Kulturaustausch und damit auch eine sprachliche Einflußnahme zur Folge gehabt haben. Eine Reihe von hochdeutschen und oberdeutschen Erscheinungen scheint sogar im Langobardischen ihren Ursprung genommen zu haben. Von G. Baesecke und H. Brinkmann wurde in erschöpfender Weise der **übertragende Einfluß des Langobardischen auf das Althochdeutsche** dargelegt; «die Langobarden erschließen den Germanen nicht nur Italien und die christlich antike Bildung, sondern überdies auch die byzantinische und morgenländische Welt» (Fr. Ströh, *Der Aufbau des Deutschen*, Hirt-Festschrift 1936).

Jedenfalls müssen, dem Kulturgefälle entsprechend, die Erscheinungen zunächst ihren Weg von S nach N genommen haben, später dann umgekehrt.

3. Zwischen den beiden Stammes- und Kultur- (bzw. Sprach-)gebieten muß es wie immer einen breiten Übergangstreifen gegeben haben.

4. In den erhaltenen Sprachinseln des Übergangstreifens, aber auch im anstoßenden geschlossenen bairischen und insbesondere dem südtiroler Sprachgebiet müssen sich auch heute noch Erscheinungen nachweisen lassen, die mittelbar oder unmittelbar langobardischen Ursprungs sind, um so mehr, als die erfahrungsmäßige Beharrsamkeit der Gebirgsmundarten ohnehin einen äußerst langsamen Verlauf der Angleichung an die Übermundartliche «koiné» gewährleistet.

5. «Zimberne ist ein durch gelehrte Vermittlung im 13. oder 14. Jahrhundert in Vicenza aufgekommener Deckname (11) für Restlangobarden oder wenigstens mit ihnen vermischte Bevölkerung, wie anderswo Goten, Angelsachsen oder gar Hunnen als Stammväter erdichtet wurden.

Als eine Bestätigung des letzten Punktes möchte ich auch die Behauptung des Antonio Loschi, der um 1400 in Padua lebte, ansehen, der sich selbst Cimbro nennt und erklärt, in der Vorzeit hätten sich die Zimbern «dall'Adige all'Adriatico» erstreckt, wobei der Stobreim möglicherweise für ein langobardisches Lied spricht, dessen Bruchstücke sich vielleicht ebenso fortvererbt wie die Versreste der *Origo gentis Langobardorum* aus älterer Zeit.

Im Jahre 1314 findet sich erstmalig die Stadt Vicenza «Cymbria» genannt und der Vicentiner Schriftsteller Ferretto dei Ferretti schreibt 1330 in seinem Werke «Historiae»: «Die Alten nannten Cymbria jene Stadt, die jetzt Vicenza heißt.» Man darf also wohl die Erfindung des Decknamens «Zimberne» für die Restlangobarden noch in den Ausgang des 13. Jahrhunderts zurückdatieren, das ist genau der Zeitpunkt des beginnenden italienischen Humanismus.

Beachtenswert ist auch, daß in einer Augsburg'scher Schrift von 1571 «visentinisch» als besonderer deutscher Dialekt wie «westfälisch» oder «brabandisch» angeführt wird. Damit wurde damals also das «Zimbrische» bezeichnet und

der in Tirol häufige Name «Wisentolner», der auch im venezianischen und tridentinischen Gebiet vorkommt, ist als die ältere Volksbezeichnung anzusprechen.

Unter Berücksichtigung der dargelegten Verhältnisse kommt man weiterhin zu dem Ergebnis, daß offenbar nicht nur das Zimbrische und Südtirolische, sondern der ganze breite Streifen des «Südbairischen» mit seinen auffallenden Erscheinungen als Auswirkung der langobardischen Einflußzone angesehen werden darf, und daß auch das Westbairische am Lechraim, das eigentlich nur einen an der schwachen Stelle zwischen den beiden vollentfalteten Sprachkreisen des bairischen und des schwäbischen Stammes vorgetriebenen Keil des Südbairischen darstellt, hierher gehört. Man ist dann der leidigen Annahme enthoben, daß die Erscheinungen des Süd- und Westbairischen, die eigentlich schon durch ihre geographische Lagerung in eine historisch frühe Zeit verweisen, lediglich negativ erklärbar seien; man hat dann das Langobardische als positiven Faktor zur Verfügung, und ich glaube, daß dies für die künftige Forschung noch recht fruchtbar werden kann.

All diese mehr theoretischen Erwägungen verlangen nach einer Stützung durch Einzelargumente die von der Forschung erst noch mühsam zusammengetragen, gesiebt und von anhaftenden Schlacken gereinigt werden müssen: alte Nachrichten über besonders typische langobardische Erscheinungen, die bis in die Gegenwart fortwirkend in den zimbrischen Inseln oder deren einst zimbrischer Umgebung als direkte Fortsetzung des Alten wieder zu erkennen sind.

Eine solche Erscheinung wäre z. B. der *Wodan- und Freia-Glaube* der Langobarden, der uns übereinstimmend in deutlichen Einzelerwähnungen bezeugt wird und den man in den Sagen vom «Wilden Manne» und vom «Beatrik» (des Sukanertals), sowie in den Mythen von der Perchta, in den zahlreichen und ungemein entwickelten Geschichten von der Wilden Jagd, den Seligen Leuten usw., wiedererkennen könnte. Diese eigenartigen Traditionen mit mythischen Grundzügen häufen sich nämlich gerade im zimbrischen Raum und in den angrenzenden südtiroler Gegenden sehr.

Doch zu solchen aus der Volkskunde geschöpften, historisch kaum erfaßbaren und deshalb nicht unbedingt zwingenden Beobachtungen kommt nun als besondere Überraschung eine viel beweiskräftigere, wortkundliche Entdeckung, die ich im Jahre 1942 in den Sieben Gemeinden gemacht habe. Bei der Aufzeichnung von Sagentexten erzählte mir eine Frau von dem Geist eines Verstorbenen, der ihr einmal begegnet sei, und da gebrauchte sie dafür den Ausdruck «Börpoß» (Ton auf den ö); «ich habe den Börpoß meiner verstorbenen Mutter gesehen [12]». Sofort sagte ich mir, daß dies nichts anderes sein könne als die Entsprechung des «Walupaus» oder «Walupauz» im Edictus Rothari 31, eine einmalige Nennung, die schon viel erörtert wurde und nach dem Sinn jener Stelle und der klaren Etymologie (ahd. *wal*, in Zusammensetzungen *walu* — Schlachtort, Gefallener und Schlachtfeld — *pauzen*, *pozan* «schlagen») meist so gedeutet wurde, daß «man sich zur Verübung einer Gewalttat so verummte, daß man einem Abgeschiedenen ähnlich sah». — Ich verfolgte die Frage weiter, und fand auch schon bei Schmeller-Bergmann (Zimbr. Wb.) eine Andeutung: «vörpob fem. Gespenst eines Toten; da aber Bergmann offenbar nur auf einer schriftlichen Mitteilung seines Mitarbeiters aus Asiago aufbaute, klagt er in der Erläuterung des Wortes: «es käme darauf an, zu wissen, auf welche der beiden Silben der Akzent gelegt wird, um entscheiden zu können, ob dieses Femininum als personalisiertes Verbot oder als Nachhall des unüblich gewordenen *pote* (*bote*) zu betrachten sei», also «Vorbote». Meine weiteren Untersuchungen in den verschiedenen zimbrischen Dörfern ergaben, daß Schmeller-Bergmann zufällig (wohl aus der Stadt Asiago) die antwortendste Form verzeichnet hatte. Wie dies bei altertümlichen, nicht mehr in ihrer Zusammensetzung voll vom Volke verstandenen Wörtern immer der Fall zu sein pflegt, hat auch dieses Reliktwort trotz seiner geringen Verbreitungszone (bisher habe ich es nur in den Sieben Gemeinden angetroffen) verschiedene Lautvarianten. In dem ohnehin beherrschteren westlichen Teil der Sieben Gemeinden, der bis vor 50 Jahren noch durch die tiefe Schlucht der Val d'Assa abgeschnitten war, herrscht die ersterwähnte Form *Börpoß* (Varianten: *Börbos*

und *Bälbos*), und zwar als Masculinum, das ich übrigens auch in Bosco bei Asiago feststellen konnte, obwohl dort die dem Bergmannschen Zitat verwandte Form *Börpöt* (Var. *Barbot*, *Borfot*) gilt. Eine besonders schöne Ergänzung des Bildes gibt noch die in Faça im Jahre 1940 (jetzt ist der dortige zimbrische Dialekt endgültig ausgestorben) aufgezeichnete Benennung des «Schmetterlings» als *balbos*. Bekanntlich wird ja der Schmetterling vielfach als «Seelentier» angesehen. Darauf weist übrigens die sonst in den zimbrischen Dörfern herrschende Form *sirätal* (= Schrottell) hin, die auch in oberitalienischen Dialekten vorkommt.

Die etymologische Verknüpfung mit dem langobardischen *walupautz* (mit vollendeter Lautverschiebung *walupaus*) macht keine Schwierigkeiten. Das *au* der zweiten Silbe wird zu *ö* und dieses wird in der Nachsilbe gekürzt, sonst müßte es zu *oa* diphthongiert sein, wie bei *groß* (in mehrsilbigen Formen aber *grossar* mit offenem *o*). Alleinstehend ist nur das Auftreten eines *u*-Umlautes im ersten Wortteil, offenbar als Überrest eines lautgesetzlichen Vorgangs, für dessen spätere Ausgleichung keine Vorbilder vorhanden waren, so daß uns eigentlich der gesamte alte Wortkörper aus dem 7. Jahrhundert erhalten blieb — denn 643 wurde Rotharis Edikt erlassen.

Wirft dieses Beispiel einer ungebrochen und offenkundig nicht durch romanischen Mund übermittelten Wortüberlieferung nicht ein blitzartiges Licht auf die Stellung des Zimbrischen? Können wir überhaupt fordern, daß uns noch beweiskräftigere Zeugnisse beigebracht werden? Es gehen also unmittelbare sprachliche Beziehungen von den heutigen Zimbern zurück bis zu den echten alten Langobarden; über die somatischen Beziehungen besteht nach dem rassischen Befund sowieso kein Zweifel. Den Zuzug einzelner späterer Siedler aus Tirol oder Bayern wird man ebenso zugaben, wie man das Zuwandern einzelner Romanen aus der Ebene als sicher annehmen muß.

Besonders lockend dürfte aber das Leben auf jenen kargen weltabgeschiedenen Höhen für keinen gewesen sein, der vorher etwa in der Trienter oder Bozener Gegend seinen Wohnsitz hatte. Es war ein völlig anderes, auf Kampf und



Kampfbereitschaft aufgebautes Leben, das jene Bergbewohner im Gegensatz zu den friedlich unterm Krummstab oder der väterlichen Fürsorge eines Grafen lebenden Tirolern führten. So bildeten sich dort auf den Bergen lauter kleine Republiken. Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen kann ich eigentlich nur in der Zeitspanne von 950—1000 in der bairischen Evolutions-epoche eine Möglichkeit stärkerer kultureller bairischer Einflußnahme erblicken. In der Folgezeit können nur einzelne deutsch geschulte oder in Deutschland geborene Priester spärliche Kultur- und Sprachströmungen übermitteln haben. Die neuere mächtigere Beeinflussung von Deutschland her beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert, worauf schon hingewiesen wurde.

Doch wie kamen die langobardisch-«zimbrischen» Siedler auf die Berge? Was zwang oder bewog sie dazu? Ich glaube nicht, daß irgendeine zielbewußte Organisation, Flucht in Kriegsnot oder etwas ähnliches dahinterstand. Ich glaube vielmehr, daß es sich einfach um die automatische Fortsetzung jener alten langobardischen Grenzkolonisation handelt, die man Arimannensiedlung nennt, über die bereits weiter oben gehandelt wurde. Von den Arimannengemeinden aus, die am nördlichen Rand der Ebene von Vicenza und auf dem Hügelrand ab Verona (13) lagen und die im ausgehenden Mittelalter von den Humanisten den Cimbern des Marius zugeschrieben wurden, schob sich eine spontane Rodungsbewegung nordwärts vor. Einzelne nachgeborene Söhne, die andernfalls ihr Leben in dienender Stellung als Hirten und Tagelöhner hätten verbringen müssen, ließen sich in dem bis dahin un bebauten Land, das sie bei ihrer Arbeit kennenlernten, als selbständige, von ihren Brüdern und Verwandten unabhängige Neusiedler nieder. So hat sich auch in jüngerer Zeit nach der Ort Lusern von Lavarone aus durch die Ansiedlung von vielleicht nur zwei Familien Nicolussi und Gaspari gebildet, weshalb heute diese beiden Geschlechtsnamen dort fast ausschließlich herrschen. Und in Lavarone gibt es ebenso heute noch die beiden Weiler Nicolussi und Gaspari, die als Ausgangspunkt der Siedlung zu betrachten sind. Seit dem 16. Jahrhundert, das etwa als Zeitpunkt der Luserner Aus-siedlung anzusetzen ist, bis 1905 (nach Bacher) sind die Nicolussi auf über 160 und die Gaspari

auf 25 Familien angewachsen. Giazza, das heute rund 700 Einwohner hat, geht nach Volksmeinung ebenfalls auf 3—4 Ansiedler zurück, allerdings in einer Zeit, wo die Familiennamen noch nicht fest waren, so daß sich die ursprünglichen Verhältnisse nicht in den Geschlechtsnamen spiegeln, die übrigens, je nachdem man sie für den Hausgebrauch oder für italienische Behörden brauchte, meist in zimbrischer und italienischer Fassung vorhanden waren. Die Namen geben also keinen sicheren Anhaltspunkt für die sprachliche Zugehörigkeit ihrer Träger.

Was uns aber bei der Feststellung dieser kolonialisatorischen Tatsachen am meisten interessiert, ist die Beobachtung, daß die auswandernden Siedler ihre Sprache jeweils besser behaupteten als die zurückbleibenden Volksreste. Besonders deutlich sieht man dies bei dem jüngsten historisch verfolgbaren Vorgang dieser Art, nämlich bei Lusern, dessen Ursprungsorte Nicolussi und Gaspari heute jede Spur des Zimbrischen verloren haben, während die Luserner treuer als alle andern ihre Sprache behaupteten (14). Die Ursache für diesen Vorgang muß darin gesehen werden, daß jeweils die intelligenteren und selbstbewußteren Elemente sich dazu entschlossen, eine unabhängige Heimstätte im Neuland zu gründen und daß auf diese Art eine für die Spracherhaltung positive Auswahl zustande kam.

Für systematische Siedlungsunternehmungen haben wir in früherer Zeit ein paar Belege, die nur deshalb aufscheinen, weil sie die Ausnahme bildeten. So die oft zitierte Urkunde von 1215, wo der Fürstbischof Friedrich von Wango den Berg (Almweide) zwischen Costa Cartura (bei Folgaria) und Centa an Ulrich und Heinrich von Bozen verkauft, damit sie dort zwanzig oder mehr Höfe anlegen können. Offenbar handelt es sich um die heute in der Ortschaft San Sebastiano (bei Folgaria) zusammengefaßten Ansiedlungen. Woher die Siedler geholt wurden, ist nicht gesagt, der Mehrzahl nach wohl aus den umliegenden zimbrischen Gemeinden, doch scheint mir ein gewisser Einschlag von Tiroler Siedlern nicht von der Hand zu weisen zu sein, da heute noch die Mundart von San Sebastiano sich durch die labialisierten *a* und sonst noch einige auffallende Merkmale vom benachbarten

Carbonare scharf unterscheidet, obwohl der allgemein zimbrische Typus in Wortschatz, stimmhaften *s* und *v* und teilweise auch in Wortbildung und Satzbau nicht zu verkennen ist.

Als anderer solcher Beleg (für die Dreizehn Gemeinden) wird eine Urkunde von 1287 angeführt, wonach der Bischof Bartolomeo della Scala von Verona zwei Deutschen, einem Olderich «de Altissimo» im Chiampotal bei Crespadoro und einem Olderich «aus dem Gebiet von Vicenza» die Erlaubnis gab, sich mit ihrem Gefolge in dem östlich liegenden Gebiet von Roverè di Velo anzusiedeln. Sie genossen weitgehende Sonderrechte, wogegen sie sich zum Zehnten und zum Kriegsdienst für die Stadt verpflichten mußten. — Es ist unmöglich, wie es geschehen ist, diese und die Wango-Urkunde zu verknüpfen und anzunehmen, daß etwa nach Folgaria ein solch großer Zustrom von Siedlern gekommen sei, daß er auf Umwegen über das Vicentinische ins Veroneser Bergland abgeleitet werden mußte.

Vielmehr wimmelte das ganze Land von den Restlangobarden, die sich *teutisci* (so im Placitum von Trient ca. 845) nannten, wenn sie ihre alte Sprache noch nicht aufgegeben hatten, wie es bei den langobardischen adeligen Familien, die heute noch in zahlreichen italienischen Adelsfamilien fortleben, wohl rasch der Fall war.

Es erscheint mir sogar sehr wahrscheinlich, daß unser Wort «Deutsch» den Ursprung seiner heutigen Bedeutung im Langobardenreich zu suchen hat. Um 350 erfand der Gote Ulfilas die Bezeichnung *thudisko* als Übersetzung zu griech. *ethnikos* = nichtchristlich, heidnisch. Mit der gotischen Bibel brachten dann die Goten des Theoderich 489 das Wort nach Italien. Dort überlebte es, wie wahrscheinlich viele andere Begriffe und Einrichtungen (so der Name «Lagerthal», der schon in der gotischen Form *Ligeris* überliefert wird (Rom. Germ. II, 86), die kurze Zeit zwischen dem Untergang der Goten 555 und dem Einbruch der Langobarden 568.

Bei diesen bekam nun das Wort ein ganz neues Bedeutungsgewicht durch das starke Selbstbewußtsein des Volkes, wie es besonders aus dem Edikt Rotharis spricht. Schon die große Anzahl von Eigennamen, die mit *peuda* = Volk zusammengesetzt sind, zeigt uns dies

an. Der von der römischen Kirche bekämpfte nationale Arianismus mochte gleichfalls dazu beitragen, den Begriff heidnisch-germanisch nun in trotzigem Selbstbewußtsein in «nicht-römisch-germanisch» umzumünzen. Paulus Diaconus übersetzt es I, 13 offenbar mit «quaedam patria verba». Es wurde Modewort und gelangte im Fluge zu den Nachbarstämmen der Baiern, Alamannen und Franken und über Rom zu den Angelsachsen und schränkte schließlich seinen Bedeutungsumfang auf das den verschiedenen Stämmen Gemeinsame, die Sprache, ein. In diesem älteren, rein sprachlichen Sinne wird das Wort auch heute noch von den veroneser Zimbern gebraucht, wenn sie sagen «bar reidan tautsch».

Wie in diesem Falle haben wir in zahllosen anderen den Ursprung oder Antrieb zu neuem Kulturgeschehen zwischen 600 und 900 bei den Langobarden zu suchen. Sie waren die großen Vermittler zwischen dem Geisteshort des Altertums, der auf steril gewordenem Boden lag, und der folgenden, auch innerlich germanenbestimmten Zeit.

Betrachten wir vorstehende Ausführungen, die zur Einleitung eines größeren, vorläufig leider nicht druckbaren Werkes über die Erscheinungen der zimbrischen Volkskunde geschrieben wurden, als Grundriß einer neuen Arbeits-hypothese, so wird es uns möglich, das Verhältnis der sog. «Zimbern» zu ihren hochdeutschen Dialektnachbarn Baiern und Alamannen besser zu verstehen, als durch Annahme einer willkürlichen Kolonisation. Und es darf uns die nahe Gewißheit, daß noch letzte Reste der langobardischen Nation als sog. Zimbern Ausklänge ihrer hochd. Dialekten Bairisch und Alemannisch nächstverwandte Sprache in unsere Tage herübergerettet haben, mit stolzer Freude erfüllen. Hoffentlich gelingt es den italienischen und deutschen Zimbernfreunden, den völligen Untergang dieses lebendigen Kulturdenkmals aufzuhalten und unter den neugewonnenen Gesichtspunkten noch recht viel neues Material historischer, rechtskundlicher, volkskundlicher, nomenkundlicher und sprachlicher Natur beizubringen, das es gestattet, die vorliegend umrissenen Linien auszubauen und eine weitere Bastion gesicherten Wissens in den dunkelsten Bereichen der Germanenkunde aufzurichten.

(1) Schon die vorsichtige und gründlichen Untersuchungen von Schindale (Reise durchs Volksland, Köln 1904) stießen sich gegen die reine Kolonisationshypothese.

(2) Zum Menschentyp: «Das Gesicht der Zimbern ähnelt noch sehr dem der Deutschen. Man trifft auf mögliche strenge Gesicht mit langen schlichten Haaren und mit offensichtlich fremdländischen Augen und Zügen» (Francesco u. Carlo Cipolla, die besten italienischen Kenner der 13 Gemeinden 1902).

Auffällig ist übrigens in Glazzo der Unterschied zwischen Männern und Weibern: erstere zeigen vorwiegend den nordischen Schlag, letztere aber einen bis zur Gleichartigkeit romanischen oder vorromanischen Rasseentyp. Hier sehen Salva vor. Der Typenunterschied zwischen Mann und Weib scheint darauf zu beruhen, dass nur fremde Weiber einmigratierten.

(3) Er denkt dabei an die norddeutschen Küstengebiete und Dänemark.

(4) Diese im Volk tief verwurzelte Geographie gibt zu denken. Die Zimbern haben immer als Italiener gefühlt und sich als solche bekannt; erst seit ihrer Tätigkeit als Sommerarbeiter wurden sie sich überhaupt der sprachlichen Verwandtschaft mit den Deutschen bewusst, die vorher nur ausblizen ihrer Gewährte aufgegangen war.

(5) In diesem Zusammenhang sei vor allem die im Zimbrischen von Glazzo stark ausgebildete Mouillierung von n und l erwähnt, deren Wirksamkeit im Romanischen auf ein hohes Alter datiert wird. Es wäre m.E. undenkbar, daß ein deutscher (Tiroler) Dialekt in weniger als sechs Generationen von einem so tiefgreifenden Lautgesetz durchdrungen würde, der den ganzen Charakter der Sprache ändert. Besonders halte ich es für unmöglich, wenn in der fremden Sprache der Vorgang bereits abgeschlossen war, und wenn nicht sehr wenige Berührungen zwischen den Trägern der beiden Sprachgruppen bestanden. Das letztere war in Glazzo, solange wir den Ort als besiedelt nachweisen können (etwa 1600), aber nie der Fall, außerdem muß man schon logischerweise annehmen, daß bereits vor dem Zeitpunkt der Wirksamkeit des Mouillierungsgesetzes beide Sprachen in solcher Berührung miteinander standen, daß die auf beiden Seiten vorhandenen unmouillierten Lautgruppen als gleichartig empfunden werden konnten. Der Fall liegt aber sonderbarerweise so, daß weder aus den germanischen noch aus den romanischen Lautentwicklungen klar entnommen werden kann, was für die zimbr. mouillierten Lautgruppen maßgebend war. Durchgehend mouilliert sind so z.B. alle ll (gleichgültig welcher Herkunft), was dem Ital., aber auch dem Lat. fremd ist. Man könnte als Ansatz für die zimbr. Mouillierung höchstens eine Ital. Vorstufe des ll < el ansetzen, die der zimbr. ll-Auspr. etwas ähnelte — ich denke da etwa an die merkwürdige Aussprache von gem. ll im Neuisländischen als t+l, für die wir allerdings auf deutschem Boden bisher keine Parallelen kennen.

(6) Es sei z.B. auf das zimbr. Wort für Sense hingewiesen, das in Roana *segaresaga*, *segaresaga* lautet. Der erste Wortteil geht nach dem gemischtsprachlichen Ableitungsbauweisen der Leute auf das Ital. *segare* 'entben' zurück, der zweite bedeutet zimbr. «Sägen», zusammen also «Entsäggen», wozu noch ein von SchmBg überliefertes «sagan» (lt. *falciare*) «mähen» hinzukommt. Das Ganze geht auf den Gebrauch der geschönten Sichel zurück, die auch vom rom. Worte *segare* (ML 7764, 3) vorausgesetzt wird. Das zimbr. Wort dokumentiert uns also die Herkunft aus dem südlichen Getreideland.

(7) Z.B. zimbr. *teait* bedeutet «Watten» (lt. *tempo* — zimbr. *hoorn* bedeutet «wahrnehmen, riechen, Nühlen» (lt. *sentire*) — zimbr. *lant* bedeutet «Ortschaft» (lt. *póese*) u.a.m.

(8) Hier sei vor allem auf den nur über das Italienische verständlichen Gebrauch des Gerundiums hin-

gewiesen, der aber voraussetzt, daß zur Zeit, der Berührung der beiden Sprachen im Zimbrischen die auf deutschem Boden früh verschwindende Form noch lebendig war. Nach italienischer Art kann das zimbr. Gerund. ganze Nebensätze ausdrücken, z.B. (Glazzo) *henije z nicht gosselt khein* = «da er sie nicht hatte kommen sehen». Ebenso ist der absolute Gebrauch des Infinitivs italienisch: (Glazzo) *te lautzane so* (lt. *a guardare* «als er sie ansah»). Der Gebrauch der Hilfsverba «kommen» und «bleiben» in passivischem Sinne ist dem Deutschen völlig fremd, z.B. (SchmBg) *bolalbon gaschadet* «zu Schaden kommen» — *zkimmet euch zu kamma boof gabelt* «ihr sollt geliebt werden» — *kaman pfaffe* «Geistlicher werden». Es seien an dieser Stelle nur diese wenigen Beispiele geboten, die an anderer Stelle zusammen mit dem übrigen, sehr umfangreichen einschlägigen Material noch viel eingehender untersucht werden müssen. — Übrigens sei auch auf die allerdings von der bairischen Abstammungshypothese ausgehende Arbeit E. Gamillschegs verwiesen: Die Romanischen Elemente in der deutschen Mundart von Lusern, Halle 1912, in der das von Bacher gesammelte Material mustergültig romanistisch ausgewertet wird.

(9) Ein typisches Beispiel hierfür ist die heute in ganz Tirol übliche volkstümliche Bezeichnung «Gitsche» für Mädchen. Das Wort hat kaum eine nützliche Nebenbedeutung, sondern wird vielmehr im allgemeinsten Sinne gebraucht, höchstens daß der Tiroler mit besonderem Stammesstolz gern seine eigenen Landmädchen damit bezeichnet. So heißt es im Spingeder Schlachtlied (1795):

Des Gitschelar, ßs Weibelar göbt echt!  
Daß enk öper der Franzos nit eupeckt!

Diese Bezeichnung «Gitsche» reicht nun auffallenderweise bis Glazzo ob Verona, wird dort aber nur (was ich auch ein paarmal in Südtirol feststellte) für ein Mädchen im Backfischerber gebraucht. In den Sieben Gemeinden kennt man das nicht; dort bedeutet «Gitsche» einen weiblichen Hund wie im anliegenden Italienisch (verez *kitze* — comel. *kipo* — enneb. *kitze*, abt. *kios*). Daß diese wohl aus dem Langobardischen stammende Tierbezeichnung (zu *gid-baka* vom Stamm *gid-* «begehren») nun aber wirklich mit dem zimbr.-tirol. «Gitsche» zusammengebracht werden darf, erhellt erst aus einer ebenfalls in Glazzo üblichen, parallelen Bezeichnung für den jungen Burschen «Bracke», das gleichfalls auf *gid*. Erbe zurückgeführt werden darf und den «Jagdhund» bedeutet.

(10) Attimayr veröffentlichte auszugsweise das vom österreichischen Postmeister Widler in Vicenza gesammelte Material (handschriftlich im Museum Ferdinandum, Innsbruck), das man auch heute noch vervollständigen könnte. Widler erkannte, daß nach Ausweis der Flur- und Geschlechternamen, der Überlieferungen und Rassenmerkmale der Bewohner zwischen den VII und XIII Gemeinden am Rande der Berge und auf deren bewohnbaren Höhen ein unerwartet großes Gebiet liegt, das noch um 1600 zimbrisch sprach. Besonders überzeugt ein von Widler exzerpiertes Dokument «Relazione sulle Alpi Vicentine» eines «Conte Coldogno» von 1698: ein Bericht an den Dogen Grimani von Venedig über die Zweckmäßigkeit der Bildung einer Miliz aus den deutschen Gebirgsbewohnern. Dieses wichtige Dokument ist in Deutschland noch nie im Wortlaut veröffentlicht worden. Ich beabsichtige es als Anhang meiner zimbrischen Volkskunde herauszugeben.

(11) Warum wohl wollte niemand von den Langobarden abstammen? Vielleicht hatte ihre Sprache einen besonders rauhen, unkultivierten, die Ohren des Lateiners beleidigenden Klang, vielleicht war das Langobardische

selbst den Ohren der übrigen deutschen Stämme unympathisch, wie wir dies heute vom Sächsischen oder vom Schwäbischen sagen — will doch z.B. auch heute noch am Lechraim keiner ein Schwabe sein, selbst wenn er schon stärker schwäbisch als ein Durchschnitts-Augsburger. Oder es ist historisch zu begreifen, daß das Langobardische im Zustand seines allmählichen «Strafendes», der vom tragischen Ausklang des Zimbrizuges und des Golenreiches sehr verschieden war, selbst den Epigonen als schmerzliche Erinnerung nachging und von ihnen selbst durch Unterschieben heldenhafterer Verfahren wogedisturiert wurde. Dafür spricht auch der durchweg pejorative Bedeutungsinhalt der aus dem Worte «langobardisch» entstandenen dialektischen Ableitungen: *panare uno slambrotto* = «sich unbekannte Sprache sprechen», *slambro i slambrotti* = «die Überbleibsel verzehren (Mittelung von Lehrer Art. Nikolusl aus Luserna)», *slambrot* = «deutscher Dialekt von Folgoria», *slambrotlar* = «schlecht und unverständlich reden», *pluch*, *slambrot* (Bress.) Pflucherei, *slambroz* (com.) Besiedelung mit unheimem Wasser, *lumbard* (schurwälsch) Bettler (nach Schneller, Rom. M.).

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Note *Schnellers* im zimbr. Wb. S. 150: *Biar ruten de Balosan «Paur» un de Belosan rüfentüz «Slaperi»; seu nutent disse bort, benne se bent spotten sich ooz dez ender* (= Wir nennen die Italiener «Bauern» und die Italiener heißen uns «Slaperi», man verwandelt diese (Ausdrücke, wenn man sich gegenseitig ausspotten will). Das «Slaperi» erinnert wie schon Schneller, Rom. Volkswb., 1070, S. 187 erkannt hat, an den Langobardennamen. Daß von den Bergbewohnern «Bauern» als Schimpfwort für die Tieflandbewohner gebraucht wird, ist nicht aus sich verständlich. M. E. steckt dahinter ein Klassengefühl, wie man es aber bei einer Kriegerklasse, wie den Arimannen, gegenüber einer Bauernklasse (die vorwiegend aus unterworfenen Eingeborenen bestand) wohl begreifen könnte.

(12) «Börpoc» kann aber auch außerdem ein elliptisches graues, um Kopf, Schultern und Brust geschlossenes Kleidungsstück bezeichnen, was im Hinblick auf

die alte, sehr klare Definition des Wortes höchst beachtlich ist. Man vgl. Edictus Rothem 31: «Malapouz est, qui se furtim vestimentum alium induerit, aut se caput latrocinatori animo aut faciem transfigurarit».

(13) Bei Veio Veronese finden wir eine *sliva* Hermonorum (22.1.969) urkundlich belegt (vgl. Cipolla, Le popolazioni del XIII. Cen. Ven. 1893), wo reiches Material beigebracht, aber wenig verwertet ist.

Einen deutlichen Hinweis auf die Richtung, aus der die Bergsiedlungen herkommen, gibt uns deren einstige *Platzzugehörigkeit*. Die Mutterplätzen sind durchwegs heute völlig italienische Orte in Tollage oder am Rande der Ebene, so z.B. für Asiago, Roana, Gallo, Rozzo (in den Sieben Gemeinden) der Ort Coltrano bei Thiene, für Faza der Ort Campese bei Bassano, für Folgoria der Ort Volcano an der Etsch usw.

(14) Fr. Huter, «Das Dorf der Getreuen», Bozener Tagblatt, 8.5.1944.

Interessant ist, daß auch die deutschen Dialekte südlich des Monte Rosa, die man gewöhnlich den Waisler Kolonisten zuschreibt, sprachlich weitgehend ähnliche Erscheinungen wie das Zimbrische aufweisen. Es gibt dort genau dieselbe Mouillierung wie in Glazzo, die langen und kurzen mhd. a sind unverändert erhalten und selbst das Gerundum kommt in ähnlicher Funktion vor, ganz abgesehen davon, daß die italienische Intonation wie bei den Zimbern herrscht. Ich habe diese Dinge erst kürzlich bei einer Schweizer Vortragsreise in Erfahrung gebracht. Sie müssen und werden ausnahmslos von den zuständigen Wissenschaftlern untersucht werden. Ich glaube also, daß man damit rechnen darf, daß meine Langobardentheorie auch in der Schweiz fruchtbar Boden findet.

Sonderdruck aus dem Jahrbuch für vergleichende Volkskunde «Die Nachbarn» I. Band. Herausgegeben von Will Erich Peuckert. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.



## Deutsche und Romanen in Süd-Tirol und Venetien.

Von Christian Schneller.

I. Der Einigung Deutschlands ist im Süden von Europa das Entstehen eines Italienischen Nationalreiches vorausgegangen. Was Deutschland auf den Schlachtfeldern in Frankreich durch eigene Kraft siegreich sich erkämpft, hat Italien trotz seiner Niederlagen im Kriege durch seltenes Glück gewonnen. Der Italienische Einheitsstaat reicht im Norden bis an und in die Alpen, der Italienische Ehrgeiz aber reicht noch weiter, nämlich bis an die sogenannten geographischen Grenzen. Von Zeit zu Zeit pflegt gleich der Seeschlange in öffentlichen Blättern die Nachricht aufzutauchen, dass Italien zu seiner Vollendung noch das Trentino — nach Italienischer Anschauung in's Deutsche übersetzt — Süd-Tirol für sich in Anspruch nehme und bereit sei, seine Allianz jener Europäischen Macht — wenn es auch Österreich selbst wäre! — entgegen zu bringen, welche Lust und Neigung hat, ihm diesen Preis als reife Frucht in den Schooss zu werfen. Dieses arme Süd-Tirol ist für die Italienischen Diplomaten bereits eine Waare geworden, mit welcher sie gelegentlich an den Höfen von Europa hausiren gehen. So weit gewöhnliche Sterbliche, welche nicht das Glück haben, Diplomaten zu sein, Zeitungsnachrichten aus guten Quellen verstehen können, hätte Italien noch in neuester Zeit für die Lösung der Orientalischen Frage Russland sein Bündniss um einen Preis angetragen, welcher Süd-Tirol heisst.

Freilich, was die Italienische Nationalpartei wünscht, hat sie eigentlich schon Alles, wenn auch vorläufig nur auf dem Papier. Auf Italienischen Schulwandkarten von Italien oder Europa pflegt nämlich ein dicker, gewöhnlich auch noch das Tirolische Jan-Thal zudeckender Farbenstrich, über den Hauptkamm der Alpen hingezogen, die politisch-nationale Nordgrenze Italiens zu bezeichnen. In geographischen Lehrbüchern wird Süd-Tirol bis auf den Brenner als Italienisches Territorium behandelt; nur aus Gnade dürfen in

„Bolzano“ (Bozen) und „Bressanone“ (Brixen) noch einige bei der grossen Deutschen Retirade aus dem Süden verspätete Teutonen schüchtern und eingezogen unter Italienern wohnen. Von Zeit zu Zeit erscheint in Mailand oder Turin eine Landkarte, auf welcher sich bis zum Brenner die fabelhaftesten Italienischen Ortsnamen finden. Da ist, abgesehen von „Bolzano“ und „Bressanone“ ober dem letzteren ein schönes „Milbacco“, so eigentlich in der Sprache der Barbaren „Mühlbach“ heisst und wo dormalen noch kein ansässiger Italiker zu finden ist. Bruneck, die kleine freundliche Metropole des noch ur-Bajuvarischen Puster-Thales, ist zum Namensvetter von Neapel, zu einem wohlklingenden „Brunopoli“, Puster-Thal selbst zur „provincia Brunopolitana“ geworden. Wie hätte nur jemals das als Halbrüine trübselig in die Welt schauende, jeder einigermaassen wichtigen geschichtlichen Erinnerung baare Schloss Sprechenstein bei Sterzing sich träumen lassen, dass es im 19. Jahrhundert auf einer Italienischen Landkarte als „Pietra parlante“, d. i. als ein wunderbarer Weise „sprechender Stein“ werde figuriren müssen? Und dann gar der Brenner selbst — ein Berg, welcher mit all' dem ihm im Überfluss angefabelten Zeuge von einem alten Volks- und Heerführer Brennus oder einem längst abgestandenen Breunen-Volke oder gar der Veterschaft mit dem Namen der Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich nicht das Mindeste zu schaffen hat, sondern einfach der Berg jener Deutschen „Brenner“ ist, welche dort einst Bäume fällten, Hütten bauten, Kohlen brannten und durch Brand die schmalen Feldchen und Wiesen urbar machten, — dieser gute Deutsche Brenner ist zu einem „Pireno“ geworden, so dass er darum auch mitten in Arkadien stehen könnte. Wahrlich, die ungeschminkt Deutschen Ortsnamen in Süd-Baiern können noch eine schöne Zeit erleben, wenn es den Italienern einmal einfallen sollte, für ihr Nationalreich im Norden den alten Römischen Reichalimes der Donau als die eigentlich geographische Grenze — bei dem Schatten eines Varus schwören sie es, als dauernde und unüberschreitbare Grenze! — in Anspruch zu nehmen.

Die Italiener sind in solchen Dingen gar keine Gefühlsmenschen, wie es noch manche Deutsche sind. Da schrieb z. B. ein Italienischer Advokat Dr. Jacopo Baisini (nebenbei bemerkt, von Geburt ein Tiroler, dessen Familienname eigentlich bloss „Bais“, d. i. Weiss, lautet) vor zehn Jahren eine Broschüre: „Il Trentino dinanzi all' Europa“ (Mailand 1866), in welcher er für Italien als das Mindeste, was ihm Oesterreich von Rechts wegen nach dem Verluste der Lombardei und Venetiens noch zu bieten habe, Süd-Tirol mit Bozen bis gegen Brixen und Meran hinauf in Anspruch nimmt und dazu am Schlusse wörtlich bemerkt: „Die Grenzen eines Staates sind nicht Gefühlssache, sondern von der Natur und den erhabensten politischen Erwägungen auferlegte Nothwendigkeiten!“ Ein anderer Italiener, Libero Liberi, stellt in seinem Buche: „L'Italia esposta agli Italiani“ (Mailand 1873) eine gründliche Untersuchung an, welche von den verschiedenen ausser der gegenwärtigen noch möglichen Nordgrenzen Italiens die beste und sicherste sei, und entscheidet sich natürlich für die Brenner-Grenze. Ähnliche Schriften sind in Italien schon zahlreich gedruckt worden und es ist, wenn ich nicht irre, auch schon vorgekommen, dass die Verfasser derselben Orden erhalten haben, was ihnen für die gehabte Mühe und Anstrengung wohl zu gönnen war.

Bei dieser Sachlage darf es wohl nicht unzeitgemäss erscheinen, die Sprach- und Nationalitäts-Verhältnisse, welche südwärts vom Brenner bis in die Italienische Ebene hinab bestehen, übersichtlich darzustellen. Andeutungen über sociale Verhältnisse und Rückblicke auf die Vergangenheit sind dabei um so nothwendiger, als sonst die bezüglichen Erscheinungen der Gegenwart geradezu unverständlich bleiben müssten.

In Süd-Tirol sind drei Nationalitäten zu unterscheiden: Deutsche, Ladinische und Italiener. Nach der Volkszählung von 1869 hatten die vier Deutschen politischen Bezirke Brixen, Bruneck, Bozen und Meran (von dem über die Toblacher Wasserscheide hinaus gelegenen Bezirke Lienz abgesehen) 188.000 Einwohner auf einem Gebiete von

124 Österr. Q.-Meilen, die Italienischen Bezirke dagegen 341.000 Einwohner auf einem Gebiete von 110 Österr. Q.-Meilen. Das Italienische Gebiet ist also von geringerer räumlicher Ausdehnung, jedoch viel stärker bevölkert als das Deutsche. Diese Deutschen wie die Italienischen Bezirke haben kleine Bruchtheile von Ladinischer Bevölkerung, während die übrigen Ladinen von Ampezzo und Buchenstein in einen besonderen auf  $6\frac{1}{2}$  Österr. Q.-Meilen 6000 Einwohner zählenden politischen Bezirk (Ampezzo) vereinigt sind. Bei einem Gesamtflächenraume von 240 Österr. oder 251 geogr. Q.-Meilen kommt demnach Süd-Tirol, um einen nahe liegenden Vergleich anzustellen, dem neuen Deutschen Reichlande Elsaass-Lothringen ( $263\frac{1}{2}$  geogr. Q.-Meilen) an Bodenfläche nahezu gleich, während seine Gesamt-Bevölkerung von 535.000 Menschen nur ein Drittel von jener des genannten Reichlandes (1.530.000 Menschen) beträgt.

Die Deutsch-Italienische Sprachgrenze in Süd-Tirol lässt sich auf der Karte leicht verfolgen. Sie fällt westlich mit der Wasserscheide des Noce-Flusses und der oberen Etsch (Sulden, Martell, Ulten) zusammen, nur dass vom Noce-Gebiet vier Deutsche Dörfer des oberen Nonsberges ausgeschlossen werden. So geht sie über das am rechten Etsch-Ufer aufsteigende Kalkgebirge herab bis zur Thalenge von Salurn, wo je an den beiden Etsch-Ufern Salurn und Kurtinig die Deutschen, S. Michele und Roverè della Luna (Eichholz) die Italienischen Grenzdörfer sind. Die Deutsche Sprachgrenze folgt dann, bald auf das Ladinische Zwischengebiet treffend, der Wasserscheide zwischen der Etsch, dem Eisak und der Rienz einerseits und dem Avisio, dem Cordevole und der Boita andererseits, nur dass vom Avisio-Gebiete zwei Deutsche Dörfer, Truden und Altrei, ausgeschlossen werden und zwei Ladinische Thäler, Gröden und das Gader-Thal (Enneberg—Abtei) zungenartig in das Deutsche Gebiet der Nordseite dieser Wasserscheide hineinragen. Von Toblach ostwärts bildet wieder die Wasserscheide zwischen der Drau mit dem Gail-Fluss einerseits und Pieve und Tagliamento andererseits die Sprachgrenze, bis sie in der Nordostecke von Friaul auf Slavisches Sprach-

gebiet stösst. Eine Ausnahme bilden nur die im obersten Quellengebiet der Piave und des Tagliamento gelegenen Deutschen Enklaven Bladen (Zappada), Sauris und Tischelwang (Tisau).

An dieser Sprachgrenze ist die lang gestreckte Etschthal-Ebene der uralte Hauptverkehrsweg zwischen Deutschen und Romanen. Aber auch seitlich davon giebt es zum Theil leichte Bergübergänge, welche den Verkehr fördern. Die wichtigsten dieser Seitenübergänge sind im Etsch-Thale der Pass der Mendel und jener von S. Lugano; ersterer weist den obersten Theil des Nonsberges, letzterer aber, über welchen eine prächtige Strasse führt, das Thal Fleims (Mittelgebiet des Avisio) auf den Hauptverkehr mit dem Deutschen Bozen an. Fleimser und Nonsberger fehlen daher auf keinem Wochenmarkte in Bozen und tragen, da sie unter sich in ihrer romanischen Mundart reden, nebst den unaufhörlichen nach Norden gehenden starken Durchzügen Italienischer Arbeiter viel dazu bei, den mit den Verhältnissen nicht näher vertrauten Fremden das in seinem Kern gut Deutsche Bozen als halb verwälschte Stadt erscheinen zu lassen.

Im Etsch-Thale nördlich von Salurn bis nach Meran hinauf findet man viele Italienische Familien, welche meist von beiden Seiten über die Berge her zugezogen sind, angesiedelt; in einigen Orten, wie in Laag, Branzoll, Leifers und Pfatten, haben sie der Zahl nach sogar das Übergewicht über die Deutschen. Die Sache erklärt sich aus den Bodenverhältnissen. Während die höher fast mittelgebirgartig über der Thalsohle gelegene Gegend von Kaltern und Eppan sich solcher klimatischer und vegetativer Vorzüge erfreut, dass sie nicht selten schon „das Paradies Deutschlands“ genannt worden ist, liegt die Thalsohle selbst in weiter Ausdehnung versumpft oder Überfluthungen preisgegeben und bringen es, wie alte Leute erfahrungsgemäss bestätigen, Ansiedler-Familien gewöhnlich nicht über einige Generationen hinaus, indem sie in Folge einer durch die Fieberausdünstungen des Bodens veranlassten fast krankhaften Gier nach Essen und Trinken und der Annahme

schlechter Lebensgewohnheiten entweder physisch entarten oder wirtschaftlich verkommen und in jedem Falle allmählich neuen Anzählern von Süden, an denen es bei der Übervölkerung Wälsch-Tirols nie fehlt, weichen müssen. Dieser hier nach allem Anschein schon seit langen Jahrhunderten andauernde periodische Bevölkerungswechsel kommt durch Elementar-Ereignisse oder Misswachs zeitweilig nur in noch rascheren Zug, wie denn auch die vor zwanzig Jahren herrschende Krankheit der Weinrebe für den Grundbesitz geradezu verheerende Wirkungen gehabt hat. Die Italienischen Zuzügler germanisiren sich in der Regel schon in der zweiten Generation, um dann, Deutsch geworden, gleich vielen Vorgängern an ihrem landwirtschaftlichen Experimente zu Grunde zu gehen. Festere und dauerhaftere Besitzverhältnisse werden sich im Etsch-Thale erst dann bilden, sobald die schon unter der Kaiserin Maria Theresia angeregte, seither oft wieder endlos verhandelte, aber nie ausgeführte Etsch-Regulirung in durchgreifender Weise zur vollendeten Thatsache geworden sein wird. Nach der Heilung dieser Wunde, an welcher das Deutsche Herz des Landes schon seit Jahrhunderten blutet, wird der ganze weite Landstrich von Meran über Bozen bis zur Thalenge von Salurn ein Garten werden, wie nirgends einer zu finden ist, so weit die Deutsche Zunge klingt.

Was von der Bevölkerung seitwärts von der versumpften Etschthal-Ebene auf Höhen und in Thälern wohnt, hat nicht nur einen durch bunte alte Volkstrachten markirten Typus sehr kräftiger Art, sondern auch das entschiedenste Deutsche Charaktergepräge an sich erhalten und hat das Italienische Element sich dort noch keine Lücken zu öffnen vermocht; nur steht die geistige Entwicklung dieses Volkes hinter seiner physischen weit zurück und ist dasselbe mit geringen Ausnahmen im schlimmsten Sinne stockkonservativ. Sehr nachtheilig wirkt der politische Einfluss, welchen der durch die heutige kirchliche Strömung auf eine falsche Bahn gedrängte Klerus noch überall auf die ihm fast blind ergebene Masse hat und welchen derselbe zur verbittertsten und feindseligsten Agitation gegen den Staat maasslos aus-



Meran, Schloß Tirol

Ansichtskarte um 1910

nützt. Ausserdem hält das Volk noch an mancher verrotten Sitte und Lebensgewohnheit fest, welche in wirthschaftlicher Hinsicht sehr schädlich wirken. Eine Besserung dieser Zustände kann zunächst nur von der jetzt durchaus Deutschen Volksschule ausgehen, an deren Verbesserung trotz des verbissensten klerikalen Widerstandes nun schon durch sieben Jahre hindurch nicht ohne bereits sichtbare günstige Erfolge mit Eifer gearbeitet worden ist.

Ungeachtet dieser Schattenseiten fehlt es dem Deutschen Volkstamme in Süd-Tirol nicht an Bildungsfähigkeit. Sind das nicht kern-Deutsche Prachtmenschen, diese Eggen-thaler und Sarntthaler, diese Meraner Bauern, in welchen nach Dr. Ludwig Steub's Lieblingsidee ja die leibhaftigen Nachkommen der alten Gothen stecken! <sup>1)</sup> Tüchtige Männer sind aus diesem Volke hervorgegangen; zeitgemäss soll hier nur an Einen, an Jakob Philipp Fallmerayer erinnert werden, dessen dem Leser mindestens aus den „Fragmenten aus dem Orient“ bekanntes geistiges Wesen so recht der geläuterte, aber ungeschwächte Ausdruck des Deutschen Volkageistes seiner bei Brixen gelegenen Heimath ist. Ist

doch nach der grössten Wahrscheinlichkeit, welche in dieser dunkeln und ungelösten Frage bisher gegeben ist, die Wiege des grössten Deutschen Minnesängers, Walther's von der Vogelweide, auch auf diesem Boden gestanden,

<sup>1)</sup> Vergl. Steub, Dr. Ludwig, Herbstage in Tirol. München 1867, S. 159 ff. Nachdem der Verfasser gesagt, dass die einst in Tirol einrückenden Bajuwaren hier unter den Romanen schon Deutsche Brüder, nämlich übrig gebliebene Gothen, gefunden, führt er fort:

„Ja, Gothen! und diese edle Geblüte hat sich — wenn nicht Alles täuscht — bis zum heutigen Tag erhalten. Es ist nämlich in neuester Zeit nicht bloss behauptet, sondern auch sehr wahrscheinlich gemacht worden, dass die tapfern hochgestreckten und so würdig einhergehenden Bauern aus dem Burggrafenamte, zunächst die Helden von Algund, von Mais und von Passaier (und wohl auch jene von Schnals, von Ulten und Sarntthal), diese Männer mit dem stolzen Antlitz, mit den leuchtenden Augen, diese herrlichen Jünglingsgestalten und jene Mädchen in ihrer ersten Schönheit nicht von der Bajuvarischen Einwanderung abzuleiten, sondern die Nachkommen alter Gothen-Schaaren seien, die einst König Theodorich von Verona hereingesandt und angesiedelt hat, um die claustra provinciae, die Rhätischen Klausen, und mit ihnen das Reich gegen die anstürmenden Barbaren zu vertheidigen (s. Reiseschriebe aus Tirol und Italien von Felix Dahn in Prutz' Deutschem Museum 1863, S. 424 ff.). Und als die vielbesungene Herrschaft und das theuere Königthum gefallen, zogen sich auch die unterlegenen Gothen aus Italien zum grössten Theile in's Rhätische Gebirge zurück, weil es ihnen die nächste Freistatt bot, wo sie neben der Wärme und den Früchten des liebgewonnenen Südens in den zahlreichen Kastellen Schutz zu finden und nach eigenem Herkommen in einiger Unabhängigkeit leben zu können hofften. So konnte es sich begeben, dass sie, einmal in solcher Menge angesessen, auch die nach ihnen erscheinenden Bajuwaren und Langobarden, obwohl deren Herrschaft tragend, in sich aufzogen und so nach verlorenem Namen dennoch dem Geblüte nach das herrschende Volk blieben. Es ist nicht zu bestreiten, dass das Aussehen jener Prachtmenschen weder mit dem der Dachauer und Ebersberger, noch mit dem der Tölzer und Baierschweller zu vergleichen sei, und es mag daher wohl erlaubt sein, sie als eigenen physiognomischen Typus aufzustellen. Wer erinnert sich nicht, der einmal dort gewesen, an den Sonntagsmorgen in Meran, wenn diese alt-Gothischen Gestalten aus der neu-Gothischen Pfarrkirche kommen, sich in ihrer schmucken Landsknechtstracht zwischen den Melonen- und Traubenkörben aufstellen, dann mit stattlichen Schritten durch die Lauben wandeln und so bieder und manierlich, ohne alle Bohheit und Bauerntölperei mit einander und mit dem Herrenvolk ihren Zwiegespräch halten — welcher gute Deutsche erinnert sich nicht, mit welcher freudigem Herzen er diese seine südlichsten Landsleute betrachtete, die so durch und durch Deutsch sind und doch ein Schlag, wie er sonst in Deutschland nirgends mehr zu finden? Dazu kommt aber überdies, dass noch ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts die Meraner einfach Gothen nennt — ein Zeichen, dass damals die alte Verwandtschaft noch ganz kundbar war, und die alte Ortschaft Gossensass bei Sterzing, das Gloggensachsen der Deutschen Heldensage, an dessen uralten Bergwerken einst Wieland der Schmied im Feuer arbeitete —, es bedeutet seinem Namen nach auch nichts Anderes, als einen Sitz der Gothen“.

nämlich im sogenannten Vogelweiderhof auf den Höhen südwestlich von Klausen! In hoffentlich nicht allzu ferner Zeit wird sein ehernes Standbild auf dem schönen Johannisplatze in Bozen dem von Italien kommenden Wanderer Deutschen Gruss entgegen winken<sup>1)</sup>. Unmittelbar müssen wir uns dabei auch an die mannigfachen Heldengestalten des Ost-Gothischen Sagenkreises, an Dietrich von Bern, an Ortnit, an Berchtung von Meran, an den König Laurin und seinen Rosengarten &c. erinnern; dieses schöne Land hier weit hinab nach Italien war der Schauplatz ihrer Heldenthaten! Nicht viele Jahrhunderte sind es her, da sang man noch diese Lieder in den unzähligen alten sagenreichen Burgen wie in den Häusern der Bauern. Noch heute liegt es an sonnigen Abenden wie ein heller Nachglanz jener alten Tage auf den rosig glühenden Zacken und Zinnen des Schlerns und des Rosengartens. Wer ist in Bozen gewesen und hat es nicht mit Entzücken geschaut?<sup>2)</sup>

Lächerlich wäre es, dem klassischen Lande der Kultur, Italien, zu Liebe das vordringende Wälsche Element etwa als Kulturträger zu betrachten. Die Wälschen Ansiedler und Arbeiter sind sparsame, genügsame, aber nichts weniger als nüchterne Leute, sie sind schlau und findig, im Übrigen aber um ein ganz Erkleckliches unwissender und bigotter als die Deutschen Bauern. Vielleicht die mitkommenden Italienischen Signori? Thatsache ist, dass gerade die aus dem Wälschen Süden gekommenen einflussreichsten Sippen, die Dipauli und Giovanelli, heute die gewaltigsten klerikal-feudalen Rufer im grossen Kampfe der Zeit sind.

Die Stadt Bozen, ihrer Lage nach so recht der natürliche Hauptort, das Herz Süd-Tirols, pflegt Deutsche Bildung und Deutsche Musik auf das Eifrigste. Sie hat während des letzten Jahrzehnts ihre Volksschulen mit grossen

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber die Abhandlung: „Zur Heimathfrage Walther's“ von Prof. Dr. Ignaz Zingerle in der Zeitschrift *Germania*, neue Reihe VIII (20. Jahrgang), S. 257—270.

<sup>2)</sup> Vorzugswels das Deutsche Süd-Tirol betreffen Dr. Ignaz Zingerle's „Schildereien aus Tirol“ (Innsbruck 1877). Über ein merkwürdiges Stück Deutscher Heldensage vgl. in denselben: „23. Ein Faschingsabend an der Deutschen Sprachgrenze. 1868“, S. 310 ff.

Geldopfern in erfreulichster Weise geregelt, während der Staat dort ein Pädagogium für Volksschullehrer, ein früher von Franziskanern versehenes, seit 1872 aber mit weltlichen Lehrern besetztes Gymnasium und eine hoffnungsvoll aufblühende Realschule unterhält. Diese Lehranstalten ziehen auch manche Zöglinge aus Wälsch-Tirol an sich, welche dort Deutsche Bildung suchen. Die Bozener sind sich auch der hohen Bedeutung, welche ihre Stadt für die Deutsche Nationalität und Bildung in Süd-Tirol hat, wohl bewusst, so unberechenbar sie auch in ihren Parteistellungen für die inneren Angelegenheiten der Stadt zu sein pflegen.

Ein grosser Theil des Deutschen Süd-Tirol bis Klausen in das Eisak-Thal und bis über Schlanders in das Vinschgau hinauf — 10 Dekanate mit 115.000 Seelen — gehört kirchlich zur Diözese Trient. Dieser Umstand ist der Deutschen Nationalität nicht günstig; nicht selten werden in Deutsche Ortschaften Italienische Priester gesandt, welche ohne genügende Kenntniss der Deutschen Sprache mehr als Italianisatoren, denn als Förderer des Seelenheiles wirken. Versuche zur Abtrennung der Deutschen Dekanate von Trient sind bisher zwar angeregt, aber nie ernstlich gemacht worden.

## II. Wenden wir uns zu den Ladinern.

Tirol, das Land im Gebirge, ist kein ur-Deutsches Land. Die Römer haben einst das alte Rhätien und Noricum romanisirt; davon legen ausser spärlichen geschriebenen Nachrichten noch viele als solche erkennbare fast über den ganzen Landestheil verbreitete Romanische Orts- und Flurnamen Zeugnis ab<sup>1)</sup>. Diese alt-Romanische Bevölkerung — wahrscheinlich ein buntes nicht mehr zu entwirrendes Ge-

<sup>1)</sup> Diese alten un-Deutschen Namen sind schon vielfach Gegenstand sprachlicher Erörterungen gewesen. In erster Reihe sind zwei Werke von Dr. Ludwig Steub, nämlich: „Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern“ (München 1843) und „Zur Rhätischen Ethnologie“ (Stuttgart 1854), zu nennen. Die ganze Frage und die darauf bezügliche Literatur ist übersichtlich besprochen in des Vorfassers: „Skizzen und Kulturbilder aus Tirol“ (Innsbruck 1877), S. 173—196.

misch von früheren Rasenen oder Kelten oder beiden zugleich mit Italikern, möglicherweise auch mit anderen Völkern, aber durch Römische Sitte und Sprache in Eine Masse verschmolzen — behauptete das Land bis in die Zeiten der Völkerwanderung. Die Stürme derselben brachen dieses Volksthum in Trümmer und Splitter; allem Anschein nach schlugen sich allerlei Germanische Völker-Fragmente in Süd-Tirol nieder, während von Norden her die Baiern, in mächtiger, Alles niederwerfender Masse andrängend, im sechsten Jahrhundert das Land bis weit über den Brenner hinab in Besitz nahmen. So weit die Baiern in Maasse kamen, erhielt sich der Romanismus nur noch in stillen Winkeln und in Seitenthälern — behauptete aber da noch durch viele Jahrhunderte, theilweis sogar bis heute, seine Lebensfähigkeit. Seine lebenden Überbleibsel sind eben die Ladinier, ein interessantes Völklein, welches einige Beachtung für sich beanspruchen darf.

Die Ladinier bilden keine gleichartige Masse, sondern theilen sich nach natürlichen, durch hohe Gebirgszüge vorgezeichneten Grenzen in Tirol in fünf oder sechs Gruppen, nämlich in Grödner, Enneberger und Abteier, Ampezzaner, Buchensteiner und Fassaner, an welche sich jenseit der Landes- und Reichsgrenze noch die Bezirke von Agordo, Cadore und Comelico als eben so viele Sondergruppen anschliessen. Ihre Dialekte sind lautgesetzlich unter einander verschieden <sup>1)</sup>, stimmen aber doch wesentlich in solchen Merkmalen überein, welche sie vom heutigen Italienischen Sprachgebiete abscheiden und jenem Kreise der Romanischen Sprachen zuweisen, welchen man als Mittel-Romanischen zu bezeichnen pflegt und zu welchem auch die Romanischen Mundarten einerseits in Friaul, andererseits in Graubünden gezählt werden. Sie haben viele Deutsche Wörter sowohl alten als neuen Gepräges aufgenommen und bieten dem Sprachforscher ein weites Feld zu Vergleichen <sup>2)</sup>. Zu einer Schriftsprache haben sich die Ladinier Tirols schon wegen ihrer zu geringen Zahl (man kann sie in runder Zahl auf ungefähr 20,000 veranschlagen), ja überhaupt die Glieder des schon lange zersprengten Mittel-Romanischen

Sprachkreises nie erschwungen; in den Ladinischen Dialekten Tirols sind erst in neuerer Zeit einige Schreibversuche, meistens mit Gelegenheitsgedichten, gemacht worden. Gegen das Deutsche Gebiet hin ist das Ladinische scharf abgegrenzt, obwohl fast alle Ladinier Deutsch verstehen und sprechen; in Fleims geht das Ladinische in den Italienischen Volksdialekt über. Auch die Nons- und Sulzberger sind ihrer Mundart nach eigentlich Ladinier, obwohl der Einfluss des Schrift-Italienischen die besonderen Eigenthümlichkeiten ihrer Dialekte immer mehr und mehr verwischt. Auch Ascoli zählt dieselben als „sezione centrale della zona ladina“ auf.

Ein kräftiger grosser Menschenschlag sind die Ladinier nicht; von kleiner Statur, auch nicht derbknochig, zeichnen sie sich durch unverwüthliche zähe Ausdauer, aber auch durch Starrsinn aus. Sie sind grossentheils arm, aber bildsam. Während die Grödner sich immer mehr dem Deut-

<sup>1)</sup> Zur Kenntniss dieser Dialekte vgl.:

Haller, J. Th.: Versuch einer Parallele der Ladinischen Mundarten in Enneberg und Gröden in Tirol, dann im Engadin und der Romschischen in Graubünden. Zeitschrift des Ferdinandeum (Landesmuseum) in Innsbruck, 1832, Bd. VII, S. 93—165.

Mitterrutzner, Dr. J. Ch.: Die Rätio-Ladinischen Dialekte in Tirol. Programm des Gymnasium in Brixen 1856.

Gröden, der Grödner und seine Sprache. Von einem Einheimischen (J. A. Vian). Bozen 1864.

Schneller, Chr.: Die Romanischen Volksmundarten in Süd-Tirol. I. Bd. Gera 1870.

Ascoli, G. J.: Archivio glottologico italiano, I. Bd. Mit Karte. Rom, Turin, Florenz 1873 (536 pp., davon etwa 60 für die Ladinischen Dialekte).

<sup>2)</sup> Von solchen interessanten Ladinischen Wortformen seien hier angeführt: antius (Enneb.), Wanze, ahd. wantius; arpe (Grödn.), erben, ahd. arpan; cunedl (Grödn.), verkünden, aus ahd. kund; fana, Pfanne, ahd. phanna; gonot (Grödn. Enneb.), oft, ahd. genoto; luguné (Enneb.), leugnen, ahd. louganen; miné (Grödn. Enneb.), meinen, ahd. minnon; oma (Grödn.), omma, uma (Enneb.), Mutter, unser „Amme“; saghé (Grödn. Buch.), sehen, unser „sagen“ in älterer Bedeutung; scoffa (Enneb.), Schupfe, ahd. scopf; triöva (Grödn.), Aufschub, ahd. triuwa; ueghé (Grödn.), öghé (Enneb.), uoghé (Buch.), fügen, ahd. fuogan; ula (Grödn.), Fülle der Krappen, ahd. vulla; utia (Grödn. Buch.), Hütte, ahd. butta &c.

Beispiele anderer Germanismen im Grödnerischen: coaser, Kaiser; stuel, Stuhl; stersoch, Strohsack; snolla, Thürrinne; speies, Nahrung; gimpt, Gimpel; zaisl, Zeisig; moasl, Meise; anöch, Schnecke; reidl, redlich; biné, wünschen; garaté, entbehren (gerathen); messei, müssen; praté, braten; strafé, strafen &c.



schen, die Fassaner, Buchensteiner und Ampezzaner sich immer mehr dem Italienischen annähern, ist es im Gader-Thale, dessen arme Bewohner in allen Stücken auf Deutsch-Tirol angewiesen sind, der in Brixen gebildete Klerus, welcher aus Leibeskräften italianisirt und der von der Regierung in Deutschem Sinn versuchten Reform der Volksschule auf jedem Schritte Schwierigkeiten in den Weg schiebt. Doch über so ernsten Dingen dürfen wir der Ladinern nicht vergessen; wo mag es nur gleich so lebensfrische rothwangige schöne Mädchen geben, wie in Ladinien? Nur trifft das Loos alles Irdischen, zu verblühen und zu verwelken, die schönen Ladinern in der Regel etwas früher, als es sonst bei den anderen derberen weiblichen Schönheiten der Thäler des Landes der Fall ist.

Im Gebiete der Ladinern ragen jene mächtigen Dolomit-Kolosse, welche der Wanderzug der Touristen in jedem Sommer anstaunt, bewundert und nicht selten auch besteigt. Ohne rechten Erfolg hat der Zahn der Zeit an diesen nackten Riesen genagt, obwohl sie verwittert sind und tiefe Risse in sie eindringen. Ihnen gleicht des sie umwohnenden merkwürdigen Völkchens Sprache, ein hochinteressantes Denkmal einer längst entschwundenen Zeit!

III. Wälsch-Tirol ist ein Stück Erde, welches in jeder Hinsicht als Mittelgebiet zwischen zwei grossen Völkern, den Deutschen und Italienern, bezeichnet werden muss. Diess zeigt sich in den Verhältnissen des Grundbesitzes, der Industrie und der geistigen Kultur.

In den Thalniederungen der Etsch, der Brenta und der Sarka, theilweis auch des Noca, hat das Italienische Pächter- oder Kolonen-System unter geringen Modifikationen, jedoch nicht allgemein, sich geltend gemacht. Es giebt da auch Bauern, welche zugleich Pächter fremden und Besitzer eigenen Grundes sind. Wo aber die Weinrebe und der Maulbeerbaum nicht mehr gedeihen, ist Grund und Boden fast ausschliesslich im Besitze von Kleinbauern. Während in Deutsch-Tirol in der Land- und Forstwirtschaft die Zahl der Pächter nur ein Zwanzigstel von jener der Eigenthümer ausmacht, beträgt dieselbe in Wälsch-Tirol ein volles

Fünftel. Grössere Gutsbestände kommen selten vor; die Güterzerstückelung ist eine maasslose, Besitzwechsel sehr häufig. Da die Bevölkerung sich stark vermehrt und die geringe einheimische Industrie keine grosse Anzahl von Menschen ernähren kann, so müssen Tausende und Tausende jährlich auf Arbeit und Erwerb auswandern. Seit den Ereignissen, welche die Lombardei und Venetien von Österreich losrissen, hat dieser Wanderstrom seine Richtung immer stärker nach Norden in Deutsche Länder genommen und trägt viel dazu bei, dem Volke auch immer mehr und mehr die Kenntniss Deutscher Sitten und der Deutschen Sprache zu vermitteln.

Die wenig entwickelte Industrie ist in Wälsch-Tirol nur in Einem Hauptzweige vertreten, nämlich in der Seidenzucht. Der Hauptsitz derselben ist schon seit langer Zeit Roveredo. In den letztvergangenen Jahrhunderten stand diese kleine, aber rührige Stadt in den lebhaftesten Wechselbeziehungen nicht nur mit Bozen, sondern auch mit Augsburg und Nürnberg, wie denn auch mehrere Nürnberger, wie Johann und Paul Verleger um 1580, Volkmann und Gatterer um 1615 und Friedrich Sichart um 1670 sich in Roveredo ansiedelten und die Seidenzucht thätig förderten.

Die geistige Kultur ist in den Kreisen der Gebildeten zwar vorzugsweis, aber nicht ausschliesslich Italienisch. Viele im Dienste des Staates und der Kirche oder in der Gesellschaft hervorragende Männer haben ihre höhere Bildung in Deutschland erworben; der verdiente Archäolog und Bürgermeister von Trient, Benedikt Graf v. Giovanelli (1775—1846), schrieb nicht nur in Italienisch, sondern auch in Deutscher Sprache. So lange Österreich Lombardo-Venetien besass, fanden dort Wälsch-Tiroler ein stets offenes Feld für thätige Wirksamkeit in oft angesehenen Ämtern und Würden; seit 1859 und 1866 aber sind sie, wenn sie vorwärts kommen wollen, wieder auf Deutsche Bildung angewiesen. Für die geistige Ausbildung der Jugend ist in Wälsch-Tirol durch zwei Staatsgymnasien (Trient und Roveredo), eine Staatsoberrealschule (Roveredo) und eine Handelsschule (Trient) gesorgt; ausserdem besteht ein

Pädagogium für Lehrer (Roveredo) und für Lehrerinnen (Trient). Die landwirtschaftliche Schule in S. Michele unter Salurn liegt auf Wälsch-Tirolischem Boden, ist aber als Landesanstalt beiden Nationalitäten gemeinsam. Auf dem Tiroler Landtage ist die Italienische Sprache mit der Deutschen gleichberechtigt; als Amts- und Kirchensprache ist sie in Wälsch-Tirol die ausschliessliche.

Ungemein zahlreich und freundschaftlich sind die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutsch- und Wälsch-Tirol in Handel und Wandel, denen selbst die heftigen national-politischen Erregungen der Jahre 1848, 1859 und 1866 keinen grossen Abbruch thaten. In wohlhabenden Familien werden die Töchter zu ihrer Ausbildung meist in Deutsche Anstalten geschickt. Heirathen zwischen beiden Nationalitäten sind häufig. Der Zug der materiellen Interessen geht überhaupt mehr nach Norden; von Deutschem Standpunkte aus betrachtet ist Wälsch-Tirol ein Vorland, vom Italienischen aber ein Hinterland, was ein kluger Roveredaner so ausdrückte: „Mit Deutschland werden wir ein Garten, mit Italien eine Alpe sein!“ Diese wenigen Worte bezeichnen Lage und Stimmung treffender, als die längste Abhandlung es vermöchte.

In Wälsch-Tirol liegen heutzutage nur noch wenige Deutsche Ortschaften. Vier davon, nämlich Laurein, Proveis, St. Felix und Unser Frau im Walde (Frauenwald), gehören dem Nonsberg, zwei andere, Truden und Altroi, dem Thale Fleims an. Deutsch ist der linksseitige Bergabhang und der Hintergrund des Fersina-Thales hinter Pergine mit den Dörfern Aichlait (Rovéda), Gereut (Frassilongo), Floruz (Fierozzo) und Palai (Palù), welche von den sogenannten Mochen bewohnt sind. Über der Quelle des Astiko liegt St. Sebastian und drei Stunden davon ostwärts am Rande einer Hochebene das Dorf Luserna mit weiter Fernsicht nach Süden. Diess sind die Deutschen Rudera in Wälsch-Tirol. Seit wenigen Jahren haben sie Deutsche Schulen erhalten. Die Gesamtzahl der Einwohner beträgt gegen 7000. In Folgareit (Folgaris) und in Vignola (bei Per-

gine) wird auch noch etwas Deutsch gesprochen<sup>1)</sup>.

- <sup>1)</sup> Über diese früher ganz vergessenen Deutschen Enklaven in Wälsch-Tirol ist seit den letzten zwanzig Jahren viel in Zeitschriften und Büchern geschrieben worden. Ich erwähne hier nur Folgendes: Attlmayr, Friedrich v.: Die Deutschen Kolonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona. Zeitschrift des Ferdinandeum in Innsbruck, 1865, I, S. 90—127; 1867, II, S. 5—88. Aus Süd-Tirol. Von einem Tiroler. Parchim 1870. Delitsch, Otto: Ein Besuch bei den Deutschen Gemeinden des Fersina-Thales in Süd-Tirol. In der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen“ 1875, 9. Heft, S. 276—284. Mupferg, Dr.: Für Tirol und dessen Freunde. Aufsatz im belletristischen Beiblatt zur Neuen Frankfurter Presse: „Das Museum“ 1875, Nr. 8—12, 14, 16. Perkmann, Dr. R.: Studien aus Süd-Tirol. I. II. III. Österr. Revue 1863, III, IV, und V. Band. Pfeifer's Germania, XV, S. 125 ff. Schneller, Chr.: Das Lager-Thal in Süd-Tirol und sein östliches Gebirge. Österr. Revue 1865, I. Bd. — — Süd-Tirol nach seinen geographischen, ethnographischen und geschichtlich-politischen Verhältnissen. I.—III. Österr. Revue 1867, I.—III. Heft. — — Märchen und Sagen aus Wälsch-Tirol. Ein Beitrag zur Deutschen Sagenkunde. Innsbruck 1867. Steub, Dr. Ludwig: Drei Sommer in Tirol. 2. Aufl. Stuttgart 1871, III. Bd., S. 261 ff. — — Herbsttage in Tirol. München 1867, S. 168 ff. — — Kleinere Schriften. Stuttgart 1873—1875. (Vier Bände, von denen der dritte viel Einschlägiges enthält.) Zingerle, Dr. Anton: Die Deutschen Gemeinden im Fersina-Thale. Amthor's Alpenfreund, I, S. 209 ff. Zingerle, Dr. Ignaz V.: Lusernisches Wörterbuch. Innsbruck 1869 (80 S).

Erst in den 60er Jahren hat man über die Initiative des damaligen Tiroler Schulrathes Stimpel angefangen, diesen Ortschaften nach und nach Deutsche Schulen zu geben, und die Regierung, der Pflicht eingedenk, dass sie hier viel Versäumtes nachzuholen habe, hat mit Unterstützungen für dieselben nicht gekargt. Allmählich kommen auch Italienische Gemeinden mit der Bitte um Einführung des Deutschen Sprachunterrichtes in ihre Volksschulen, wie diess in jener von Folgareit nächstens der Fall sein wird. Um aber die neuen Deutschen Schulen dieser armen Ortschaften mit Lehrmitteln, Büchern und Schulerfordernissen zu unterstützen, bildete sich im Jahre 1867 in Innsbruck unter der Obmannschaft des für diese Sache unermüdet thätigen Professors Dr. Ignaz Zingerle eine Unterstützungs-gesellschaft, welche weniger im Lande selbst als in Deutschland freundliches Entgegenkommen fand und so in die Lage gesetzt wurde, für ihre Zwecke viel zu wirken. Sie besteht auch jetzt noch unter dem Namen „Deutsche Schulgesellschaft in Innsbruck“ fort, indem die dortige Wagner'sche Buchhandlung freundliche Zusendungen und Spenden vermittelt. Die betreffenden Volksschulen sind jetzt mit den nothwendigsten Lehrmitteln versehen und überall auch Schulbibliotheken gegründet; in Gegenden, wo noch vor zwanzig Jahren kein Deutsches Buch zu erfragen war, ergötzt sich jetzt die aufwachsende Generation an den Erzählungen von Christoph Schmid, Luise Pichler, Ottilie Wildermuth, Horn, Franz Hoffmann u. a., an den schönen Deutschen Märchen von Grimm, Bechstein und Zin-

Noch vor kaum hundert Jahren hatte das Deutsche Element in Wälsch-Tirol eine viel grössere Ausdehnung. Da waren im Etsch-Thal Eichholz (Roverè della Luna) und Deutschmetz (Mezzotedesco) noch nicht verwälscht; da herrschte die Deutsche Sprache noch bei dem kräftigen Volke der Pinsaiter im Thale Pinè ober Trient, auf den Höhen nördlich von Borgo in Valsugana, auf dem ganzen Bergstocke zwischen der Brenta und dem Astiko, so wie in der Tiefe des Astiko-Thales, nämlich ausser Luserna und St. Sebastian in den Gemeinden Vattaro, Centa, Lavarone, Brancafora, in der ganzen grossen Gemeinde Folgareit, endlich noch in den Thälern von Terragnuolo (Laim) und Vallarsa bei Roveredo<sup>1)</sup>, wahrscheinlich auch im Thale Ronchi bei Ala, wo man noch auf Deutsche Weiler- und Flurnamen stösst.

gerie &c. Die Deutsche Schulgesellschaft hat aber nicht bloss die Enklaven, sondern auch eine grössere Anzahl von Schulen in Deutschen Ortschaften nächst der Sprachgränze in den Bereich ihres Wirkens gezogen. Sie hat endlich auch nicht unbedeutende Beiträge auf Unterstützung armer, sich dem Volkesschullehrfache oder den Studien widmender Jünglinge aus jenen Ortschaften verwendet und dabei bereits sehr erfreuliche Erfolge erzielt. Beispielsweise sind aus Luserna, wo früher seit Menschengedenken Niemand auch nur eine erträgliche Volksschulbildung genossen hatte, bereits zwei tüchtige junge Volksschullehrer an Deutschen Schulen, der eine in Buchholz bei Salurn, der andere in Luserna selbst in voller Berufsthätigkeit; mehrere andere sind auf dem Wege, sich für das Volkesschullehrfach oder höhere Studien vorzubereiten. Wenn der Deutschen Schulgesellschaft grössere Mittel zu Gebote ständen, würde sie ihr Augenmerk darauf richten, überhaupt eine grössere Anzahl von Knaben aus jenen Ortschaften zu Deutschen Studien oder zur Ausbildung in Handwerken &c. heranzuziehen und sie zu unterstützen, kurz, Alles zu thun, was geeignet erscheinen mag, dem bedrohten Deutschen Elemente im Süden sittlichen und materiellen Halt zu gewähren. Wenn dies auch nur vor 30 oder 40 Jahren schon geschehen wäre, würde die Lage der Dinge dort unten heute eine ganz andere sein.

<sup>1)</sup> Hierfür legt ein Italiener selbst, nämlich der ehemalige Pfarrer und Dekan Frans Tezini von Pergina, Zeugnisse ab. Derselbe verfasste im Jahre 1821 eine Schrift, welche zugleich mit einer Abhandlung eines anderen Verfassers erst geraume Zeit nach seinem Tode unter dem langen Titel veröffentlicht wurde: „Cenni intorno al carattere, ai costumi e alle usanze del popolo Perginese diretti nel 1811 al prefetto del dipartimento dell' alto Adige dal consigliere Francesco Stefano dei Bartolamei e Dissertazione intorno alle popolazioni alpine tedesche del Tirolo meridionale e dello stato Veneto di Francesco de' Tezini, parroco e decano di Pergina“. Trient 1860 (52 pp.). Diese Schrift ist jedoch im Buchhandel nicht zu haben.

Je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, desto auffälliger tritt uns die Masse Deutschen Volkstumes im Süden vor Augen. In Trient ist heute nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung Deutsch; neben den Italienischen Volksschulen besteht nur eine Deutsche Privatvolkschule mit etwa 100 Kindern. Früher war es anders. Noch im vorigen Jahrhundert gab es dort Deutsche Gewerbezinste der Tischler, Sattler, Schneider und Bäcker. Der Adel führte Deutsche Prädikate. Der im 17. Jahrhundert lebende Trientiner Geschichtschreiber Mariani berichtet, in Trient werde sehr viel Deutsch gesprochen; mehr als die Hälfte der dort befindlichen 500 Studenten seien Deutsche<sup>2)</sup>. Im 16. Jahrhundert war Trient aus dem Grunde, dass es eben so Deutsch wie Italienisch — mit nicht fein gewähltem Ausdrucke eine „sentina Italarum et Germanorum“ — war, zum Sitze des Concils gewählt worden. Dass um das Jahr 1500 Trient zur Hälfte Deutsch, zur Hälfte Italienisch, das Deutsche Element aber das gewichtigere war, geht aus dem Reisebericht eines Dominikaner-Bruders Felix Faber von Ulm, welcher im Jahre 1483 durch Tirol in das Heilige Land pilgerte, unzweifelhaft hervor, obwohl der gute Mann sich sonst manches Märchen aufbinden liess. Nach seinen Mittheilungen war in Trient die Oberstadt Wälsch, die Unterstadt Deutsch und lebten die beiden Nationalitäten dort in fortwährendem Zank und Hader; die Deutschen aber waren „die Bürger und Lenker der Stadt (cives et rectores urbis)“<sup>3)</sup>. Das älteste Statut der Stadt

<sup>2)</sup> Vgl. Bidermann, Dr. Hermann: Die Italiener im Tirolischen Provinzialverbande. Innsbruck 1874, S. 1—60.

<sup>3)</sup> Der lateinische Reisebericht des Bruders Felix Faber ist enthalten im II.—IV. Bande der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 1843 unter dem Titel: „Fratrie Felicis Fabri oragatorium in terras sanctae, Arabiae et Aegypti peregrinationem. Edidit O. D. Hassler“. Was Faber Ungünstiges über die Deutschen in Trient, ihre Zornmüthigkeit, welcher die Italiener nicht widerstehen könnten, u. a. berichtet, hat er offenbar aus den Mittheilungen seiner Italienischen Ordensmitbrüder, bei denen er als Gast weilte, geschöpft und leuchtet da die nationale Eifersucht durch; dies macht jedoch die Angabe Faber's von der Stellung der Deutschen als der „rectores urbis“ in Trient nur um so glaubwürdiger.

Trient ist Deutsch abgefasst. Als Grundlage desselben lässt sich, wie der Herausgeber Dr. J. A. Tomaschek in Wien sagt, überall mit Sicherheit das Langobardische Volksrecht bezeichnen<sup>2)</sup>. Die Stadt Trient ist übrigens uralt; ihr Ursprung liegt in vor-Römischer Zeit. Nach der für sie glanzreichen Zeit der Römer kam sie durch die Einfälle feindlicher Schaaren so herab, dass der Heruler Odoaker ihr den Tribut erliess. Theodorich, der Ostgothen-König, wurde ihr zweiter Gründer, indem er sie neu erbauen und dazu sogar die Feltriner aufbieten liess<sup>3)</sup>. Die Gothischen Stadtmauern von damals stehen zum Theil noch heute.

Die Romanische Mundart in und um Trient mag vor mehreren Jahrhunderten eine ähnliche gewesen sein, wie die heutigen Ladinischen Dialekte. Diesen Schluss gestattet uns das denkwürdige Zeugnis eines geringeren Mannes, als Dante's selbst, des Vaters der Italienischen Schriftsprache. Wenn Trient, sagt er, eine eben so schöne Volkssprache hätte, als es eine abscheuliche (turpissimum) habe, würde er derselben doch noch die wahre Latinität absprechen, welche darin nicht zu finden sei „wegen der

<sup>2)</sup> Dieses Statut ist veröffentlicht im „Archiv für Kunde Österreichischer Geschichtsquellen“, Bd. XXVI, S. 67 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Cassiodori Variarum III. „Universis Gothis et Romanis circa Verucam castellum consistentibus“ und V. „Possessoribus Feltrinis“. Aus der Reihenfolge beider Briefe lässt sich schliessen, dass Theodorich Anfangs nur die „Veruca“, d. i. das Trient gegenüber am rechten Etsch-Ufer aufragende heutige Doss Trento, befestigen und sich dort „domicilia“ errichten, später aber die Stadt Trient selbst wieder aufbauen liess. Dass er sie wirklich wieder erbauen und nicht etwa nur mit Mauern umgeben liess, geht unzweifelhaft aus dem an die Possessores Feltrinos gerichteten Worten hervor: „In Tridentina igitur regione civitatem construi nostra praecepit auctoritas“. Dass ferner schon früher in dieser Gegend Gothen und Romanen wohnten, ergibt sich aus der obigen Aufschrift „Universis Gothis et Romanis circa Verucam castellum consistentibus“ von selbst. Die neue Stadt aber dürfte für die Gothen selbst erbaut worden sein und Gothische Einwohner in sich aufgenommen haben, denn Trient und die Veruca waren für Theodorich hochwichtig. Dies ergibt sich aus der fast poetischen Schilderung, welche Cassiodorus von der Veruca giebt. „Leodifrido Bajoni nostro praesenti delegavimus jussione, ut ejus instantia in Veruca castello nobis domicilia construeret. Quod a positione sua congruum nomen accepit. Est enim in medio campis tumulus saxone in rotunditate consurgens, qui proceris lateribus sylvis arcibus, totus mons quasi

Vermischung mit anderen (propter commistionem aliorum)“<sup>1)</sup>. Dieses Zeugnis kann natürlich den modernen Vorkämpfern des Trentino, welche einer unbefangenen Würdigung ethnologisch-geschichtlicher Thatfachen bei ihrer Leidenschaftlichkeit gänzlich unfähig sind, nicht behagen. Während Einer dasselbe für eine menschliche Schwäche des grossen Florentiners erklärte, wagte sich ein Anderer mit spitzfindiger Dialektik seitwärts hinan und war im Stillen über sich selbst erstaunt, als er das gerade Gegentheil von dem, was Dante wirklich sagt, herausgefunden hatte.

Es liessen sich noch manche Belege für die Stärke des Deutschen Elementes im heutigen Wälsch-Tirol, so weit es östlich von der Etsch liegt, beibringen. So bestanden nach glaubwürdigen Zeugnissen in allen grösseren Orten in Valsugana lange — bis zum 16. Jahrhundert — Deutsche und Italienische Pfarreien neben einander. In Calceranica wurde noch im 16. Jahrhundert Deutsch gepredigt. Im Jahre 1307 kamen Deutsche Abgesandte von Valsugana — „homines teutonici“ — zum Bischof Bartholomäus in Trient und es wurde, da dieser nicht Deutsch, die Männer aus Valsugana aber nicht Italienisch verstanden, die Verhandlung mittels eines Dolmetsch geführt. Eine sehr interessante Urkunde vom Jahre 1166, welche Pergine und dessen ganze Umgebung betrifft, enthält meist Deutsche

una turris efficitur. Cujus ima graciliora sunt quam cacumina et in mollissimi fungi modo superius extenditur, eum inferiori parte tenuetur. Agger sine pagna, obaessio secura, ubi nec adversarius quicquam praesumat, nec inclusus aliquid aspaveat. Hunc Athensis inter flavios honorus, amoeni gurgitis puritate praeterfluit, caesam praestans munimenta et decoris. Castrum pene in mundo singulare, tenens claustra provinciae. Quod ideo probatur magis esse praecipuum, quia feris gentibus constat objectum. Hoc opinabile munimen, mirabilem securitatem, cui desiderium non sit inhabitare, quam vel externos delectat invisere?“ &c. Wie die Gothen; dürften später auch die Langobarden über Trient und die Veruca gedacht haben, obwohl es an wörtlichen Belegen hierfür fehlt.

<sup>1)</sup> Die betreffende Stelle in Dante's Schrift: „De vulgari eloquio“, I, p. 15, lautet: „Dicimus Tridentum atque Taurinum nec non Alexandriam civitates metis Italiae tantum sedere propinquas, quod puras nequeunt habere loquelas ita quod, sicut turpissimum habent vulgare, haberent pulcherrimum, propter aliorum commistionem esse vere latinum negarimus; quare si latinum illustre venamus, quod venamus, in illis inveniri non potest“.

Personennamen wie auch Deutsche oder Deutsch geformte Ortsnamen, wie (Kloster) Waldo in Pergine, Sivernach, Vierach, Artzenach, Hochleit, Voll Chesten (d. i. voll Kastanien, heute Castagnè) &c. und giebt an, dass die Bewohner alle seit „100, 200 und 400 Jahren“ nach Langobardischem oder Salischem Rechte gelebt hätten und auch in Zukunft leben wollten, also unzweifelhaft Deutsche oder Deutscher Herkunft waren<sup>1)</sup>. Ein Italiener selbst, der Pfarrer und Dekan Franz Tecini von Pergine, welcher im Jahre 1821 eine Abhandlung über die Deutsche Alpenbevölkerung in den Tridentinischen und Venetischen Alpen schrieb<sup>2)</sup>, spricht aus, dass wahrscheinlich das ganze obere Valsugana, also die ganze Gegend von Pergine, Caldonazzo und Levico, welche, nebenbei bemerkt, zu den herrlichsten Landschaften Tirols zählt, einst Deutsch gewesen sei („egli è anche verisimile, che lo [nämlich tedesco di lingua nach dem Vorausgehenden] sia stata tutta la Valsugana superiore“, p. 49). Aus dem Etsch-Thale unter Trient mag erwähnt werden, dass der Patriarch Wolfger von Aquileja laut seiner neuestens veröffentlichten „Reiserechnungen“<sup>3)</sup> auf einer Tagereise von Ala nach Trient in „Nuozdorf“ sein Mittagsmahl einnahm — ein Name, der dort nicht mehr zu finden ist, sich aber auf keinen anderen Ort, als das an der ehemaligen alten Strasse gelegene Dorf Nogaredo (nucaretum, Nusswald), welches also zu jener Zeit noch einen Deutschen Namen führte, beziehen kann.

<sup>1)</sup> Abgedruckt in Montebello, „Notizie storiche, topografiche e religiose della Valsugana e di Primiero“. Roveredo 1793, Anhang p. 5 ff. Diese Urkunde ist auch nach ihrem Inhalte sehr wichtig. Die Perginesen, welche in weltlicher Hinsicht nach Trient, in geistlicher nach Feltre gehörten, aber bei beiden Bischöfen keinen Schutz fanden, begaben sich, um den Bedrückungen eines übermüthigen Dynasten zu entgehen, in den Schutz der Stadt Vicenza. Das weitere Ergebnis ist unbekannt; doch scheinen manche Deutsche Perginesen in dem damals noch bis gegen Levico heraufreichenden Gebiete der sieben Gemeinden, welche der Stadt Vicenza unterstanden, Aufnahme gefunden zu haben.

<sup>2)</sup> S. vorhergehende Seite, Sp. 1, Note 1.

<sup>3)</sup> Vgl. Zingerle, Dr. Ignaz: Reiserechnungen Wolfger's von Ellenbrechtskirchen aus dem Jahre 1304. Heilbrunn 1877, S. 52. Die anaser dem Namen für uns Nichts besagende Stelle lautet: „Feria tertia apud Nuozdorf in coquina in pradio ij tal. et liij sol. veron.“ &c.

Alle die vorangeführten Thatsachen berechtigen zum gewiss nicht gewagten Ausspruche, dass im Etsch-Thal und in den östlich davon gelegenen Gebirgen und Thälern das mit dem Deutschen Nationalkörper in ununterbrochenem Zusammenhange stehende Deutsche Element im Mittelalter Anfangs das herrschende, später das gleichberechtigte, endlich das unterdrückte gewesen ist<sup>4)</sup>.

<sup>4)</sup> Die älteren Wälsch-Tirolischen Schriftsteller sind doch bisweilen unbefangen genug gewesen, vor der Thatsache der einstigen weiten Verbreitung des Deutschen Elementes die Augen nicht ganz zu verschliessen. So fügt z. B. Clemente Baroni von Saeco bei Roveredo in seinem 1776 gedruckten Buche: „Idea della storia e delle consuetudini antiche della Valle Lagarina“ seinem Berichte über die Deutschen im Gebirge die Angabe bei, dass einst wahrscheinlich im ganzen Thale der Etsch dieselbe Deutsche Sprache geredet worden und erst durch das Anwachsen der Zahl der Lateiner und in Folge des Verkehrs mit Italien ausgestorben sei (— „aggiungo ora, essere molto probabile, che, quando que' Settentrionali vennero qui dapprima, occupassero non meno i monti, che il piano e che in tutta la valle si parlasse per conseguenza quella lingua, che ora si ode sulle sole montagne, ma che nel progresso prevalendo nella pianura il numero de' Latini e commerciando gli abitanti colle vicine città d'Italia s'andasse estinguendo quel barbaro linguaggio e vi rimanesse il solo Latino degenerato poi nel volgare Italiano“, p. 159).

Ein Herr Francesco Moroni von Caldonazzo las, als er im J. 1836 den Doktorhut in Padua aufsetzte, eine gedruckte Abhandlung: „Cenni topografici di Caldonazzo paese del Tirolo“ (Padua 1836), in welcher er (p. 13) geradezu aussprach: „Die Einwohner Süd-Tirols redeten vor nicht vielen Jahrhunderten alle die Deutsche Sprache!“ Das mag der hohen Versammlung von lauter Italienischen Doktoren und Professoren nicht sehr angenehm geklungen haben.

Die ehemaligen Deutschen in Wälsch-Tirol wurden übrigens nicht etwa verdrängt, sondern unter dem Drucke der kirchlichen Herrschaft Trients gewaltsam italianisirt. Dies beweist neben anderen Thatsachen auch die schwere Masse der über Wälsch-Tirol, besonders über Valsugana verbreiteten Deutschen Familiennamen, welche freilich oft barbarisch entstellte und nicht Jedem auf den ersten Blick erkennlich sind. Wer sucht auch gleich z. B. hinter einem „Angeben“ einen alten Mann „am Eben“, hinter einem „Birti“ einen alten „Wirth“, hinter einem „Caneppele“ einen alten kleinen Bergknappen, hinter einem „Föchesl“ einen „Fuchs“, hinter einem „Gasser“ einen „Gasser“, hinter einem „Oeler“ einen „Healer“, hinter den unzähligen „Oss“ eben so viele ehemalige „Haas“ &c.? Häufig sind „gebildete“ Leute mit Deutschen Namen, ob auch der Herr Vater oder Grossvater noch ein guter Deutscher gewesen, die grimmigsten Deutschen-Fresser, welche Pardon weder geben noch nehmen — eine Erscheinung, die sich wohl am ganzen Umfange des Deutschen Sprachgebietes nicht selten wiederholt. Die alte Firma Segestes, Flavius Italicus & Co. ist eben für Deutschland noch immer nicht ausgestorben.

IV. Wir haben gesehen, dass die Gebirge und Gebirgsthäler von der Brenta südwärts Deutsch waren und zum kleinen Theil noch sind. Die politischen Grenzen aber waren und sind dort nicht zugleich auch sprachliche. Zwei sich an Tirol anschliessende Deutsche Sprachinseln im Venetianischen sind allgemein bekannt, nämlich die sogenannten sieben Vicentinischen und die dreizehn Veronesischen Gemeinden, in welchen die Deutsche Sprache auf wenige Reste zusammengeschmolzen ist.

Die sieben Gemeinden liegen im Auslaufe des Gebirgsstockes zwischen der Brenta und dem Astiko auf einer weiten Hochebene, theilweis auch auf der Abdachung desselben nach Osten und Süden. Nach der herrschenden Ansicht hiessen die beiden genannten Flüsse im Alterthum Medoacus, die Brenta Medoacus major, der Astiko aber minor. Daher der alte Vers:

Terrarum septem tractus jacet inter utrumque  
Medoacum; hic major dicitur, ille minor.

Diese sieben Gemeinden sind: 1. Asiago, Deutsch Sleghe, d. i. Schläge (nämlich Waldschläge); von daher heissen die Einwohner die „Schläger“; 2. Roane, Deutsch Roban; 3. Rozzo, Deutsch Retz; 4. Gallio, Deutsch Ghel; 5. Fozza, Deutsch Vüsche; 6. Enego, Deutsch Genebe (gegen Eben), und 7. Lusiana, Deutsch Lusan. Nach der Zählung von 1854 hatten diese Gemeinden in 13 Seelsorgen 22.742 Menschen auf 7,5 Österr. Q.-Meilen. In Lusiana und Enego ist das Deutsche schon seit längerer Zeit verschollen; in den übrigen Orten wird es neben dem Italienischen, in Roane und Rozzo durchaus als Hausprache geredet.

Die dreizehn Gemeinden liegen östlich von der Etach zwischen Ala und Verona auf den von Wildbächen gefurchten Hochebenen bis zum Chiampe-Thale hin. Es sind folgende: 1. Erbezzo, 2. Bosco Frixolane, 3. Val di Porro, 4. Cerro, 5. Rovere di Velo, 6. Porcara, 7. Saline, 8. Velo, 9. Azarino, 10. Campo Silvano, 11. Badia Calavena, 12. Selva di Progno, 13. S. Bartolommeo tedesco. Die Deutsche Sprache ist dort verschollen mit Ausnahme der beiden

obersten Kirchdörfer des Progno-Thales Campo Fontana (Deutsch Fontà) und Gbiazza (Deutsch Gliezen), wo Verfasser dessen sie noch im Herbst 1875 von Jung und Alt sprechen hörte<sup>1)</sup>. Der Flächeninhalt des Gebietes dieser ehemaligen Deutschen Bergrepublik beträgt 4,2 Österr. Q.-Meilen mit 12.328 Einwohnern (1854). Die sieben und dreizehn Gemeinden zusammen zählten somit 1854 ungefähr 35.000 Einwohner auf 11½ Österr. Q.-Meilen. Sie könnten zusammen ein Fürstenthum bilden, welches auch im neuen Deutschen Reiche noch nicht das allerkleinste wäre. Auch in Italien könnten sie, jede für sich, mit der grossmächtigen Republik San Marino den Streit um den Vorrang aufnehmen<sup>2)</sup>.

Die Einwohner beider Gebiete nennen sich Cimbern, und es war lange sowohl bei ihnen selbst als bei den Ita-

<sup>1)</sup> S. einen Bericht hierüber nebst Sprachproben in des Verfassers oben (S. 369, Sp. 1, Note 1) angezeigtem Buche: „Skizzen und Kulturbilder aus Tirol“, S. 299 ff.

<sup>2)</sup> Das Wichtigste aus der Literatur über die sieben und dreizehn Gemeinden:

Schmeller, J. A.: Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venetischen Alpen und ihre Sprache. Abhandl. der philos.-philolog. Klasse der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften. III. Band, 3. Abtheilung, S. 559–708. München 1838.

Bergmann, Joseph: Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den sette Comuni und über Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im Veronesischen, ferner über die Deutschen Gemeinden Sappada und Sauris nebst den Slavischen Resianern in Friaul. Wien 1848. (Besonders abgedruckt aus dem CXX. und CXXI. Bande der Jahrbücher der Literatur.) — — Topographie der VII und XIII Comuni in den Venetianischen Alpen nebst zwei Kärtchen. (1. und 2. Heft des II. Bandes des Jahrganges 1849 des „Archivs für Kunde Österreichischer Geschichtsquellen.“) — — Schmeller's Cimbrisches Wörterbuch mit Einleitung dazu. Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-philolog. Klasse, XV. Bd., 1.–3. Heft, S. 60–274. Wien 1855.

Dal Pozzo Agostino, Memorie storiche dei sette Comuni. Vicenza 1820.  
Bonato Modesto, Storia de' sette Comuni e delle contrade annesso. 4 Bde. Padua 1857.

Marco Pezzo, Dei Cimbrici Veronesi e Vicentini. 3. Aufl. Verona 1763.  
— — Novissimi illustrati monumenti dei Cimbrici ne' monti Veronesi, Vicentini e di Trento. Verona 1785.

Dazu v. Atilmayr's oben angeführte Schrift (S. 370, Sp. 2, Note 1). Manches Einzelne findet sich bei Schmeller und Bergmann angegeben. Widtor's Aufzeichnungen über Ortsgeschichtliches, Orte- und Familiennamen in der Provinz Vicenza sind von Herrn v. Atilmayr dem Innsbrucker Museum übergeben worden.

liern die Ansicht herrschend, dass sie Nachkommen der Überreste jener alten Cimbern seien, welche einst im J. 101 v. Chr. von Marius auf den lange bei Verona gesuchten Campis Raudiis geschlagen worden waren — also Nachkommen eines Volkes, vor welchem einst die Römische Weltmacht in ihren Grundvesten erbebt war. Angeblich war der um 1400 lebende Veronese Marzagaglia der erste, welcher diese Behauptung aussprach; wie jedoch Graf Giovanni da Schio in seinem Buche: „Sui Cimbri primi e secondi“ (Vicenza 1863, nicht im Buchhandel) nachweist, war der Name „Cimbern“ schon lange vorher gebräuchlich. Verschiedene Gelehrte hielten unsere Cimbern der Abkunft nach für Rhäter, für Keltische Tiguriner, für Hunnen, für Gothen oder für Alemannen, während Bergmann in seinen 1848 veröffentlichten „Historischen Untersuchungen“ nachzuweisen versuchte, dass das erste Auftauchen der Cimbern in den sieben Gemeinden in das 12. Jahrhundert falle, wo im Jahre 1166 die Deutschen Leute von Pergine im oberen Valsugana gegen einen übermüthigen Dynasten bei der Stadt Vicenza Schutz suchten, dass die Siebenberger somit Abkömmlinge eingewandeter Deutscher Perginesen seien!). Jedoch lässt er in seiner später geschriebenen Einleitung zu Schmeller's Cimbrischem Wörterbuche die Annahme gelten, dass das Gebiet der sieben Gemeinden nicht von Einer Seite, sondern sowohl von Süden als von Norden her allmählich bebaut und bevölkert worden sei, wovon unten noch weiter die Rede sein wird.

Was die Geschichte dieser Cimbern betrifft, so ist kurz zu melden, dass die sieben Gemeinden der Stadt Vicenza, die dreizehn Gemeinden aber dem jeweiligen Herrn von Verona unterstanden und die politischen Geschehnisse dieser Städte theilten. Nach den blutigen Wirren der Exzellenzeit, nach der kurzen Glanzperiode der Herren della Scala in Verona, welche, nach einer unverlässlichen Sage selbst aus Campo Fontana in den dreizehn Gemeinden herstammend, mit Privilegien für beide Gebiete nicht kargten, nachdem die Cimbern auch von der oberherrlichen Macht der Mailändischen Visconti vorübergehend berührt worden waren

kamen sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts (Vicenza 1404, Verona 1405) unter die Herrschaft der Republik Venedig unter welcher sie nahezu 400 Jahre blieben. Seit 1797 sind beide Gebiete zwei Mal Oesterreichisch (1797 und 1814) und zwei Mal Italienisch (1805 und 1866) geworden. Die dreizehn Gemeinden bildeten eine förmliche Bergrepublik; sie hatten einen sogenannten kleinen Rath von 13 Gliedern mit einem Oberhaupte und einem Kanzelisten und einen grossen Rath von 39 Gliedern, an dessen Spitze der von der Republik Venedig bestellte Statthalter (Vicario) stand. Letzterer hatte seinen Sitz zu Badia Calavena, während der grosse Rath zu Velo zu tagen pflegte. Etwas Ähnliches hatten auch die sieben Gemeinden zu Asiago, nämlich ein Gericht mit je zwei Richtern aus jeder Gemeinde, so wie auch Abgeordnete (Nuncii), welche in Vicenza, Venedig und wo es die Noth sonst noch erbeischte, die Geschäftsträger für die äusseren Angelegenheiten waren. Die sieben Gemeinden gehörten aber kirchlich nicht zu Vicenza, sondern zu Padua.

Schon Leibnitz hatte die Cimbern seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Im Jahre 1709 wurden sie sogar mit einem königlichen Besuche beehrt. Friedrich IV., König von Dänemark, machte mit zahlreichem Gefolge von Vicenza aus einen Ritt nach Asiago — der erste und bisher wohl auch der einzige Monarch, welchen die Cimbern je in ihrer Mitte sahen. Er wurde von ihnen mit dem Rufe: „Es lebe unser König!“ — denn die alten Cimbern waren ja einst aus Dänemark gekommen! — umjubelt und verkehrte herablassend mit ihnen, hinterliess aber bei seinem Scheiden weder hohe Orden noch Stiftungen. Hätte er seinem Volke dort oben nicht eine Cimbrische Grammatik mit einem Volkslesebuch stiften können? Unter den Deutschen und Nordländern, welche sich im vorigen Jahrhundert für die Cimbern interessirten, sind Igener, der Sprachforscher Fulda, Oberlin in Strassburg, Büsching, der Däne v. Gössel und der Schwede J. J. Björnstaal zu nennen. Von Italienern stieg Scipione Maffei, der gelehrte Beschreiber von Verona, neugierig in die dreizehn Gemeinden hinauf und erkannte

in diesem Dialekte eine wahrhaft Deutsche Sprache („ab-  
biam trovato tedesco veramente esser il linguaggio“), und  
zwar sogar eine Sächsische, weil der Vokal a rein aus-  
gesprochen werde. Nachdem zu Anfang dieses Jahrhunderts  
noch der Erzherzog Johann von Österreich, Graf Kaspar  
von Sternberg u. A. jene Berge besucht hatten, kam für  
die Cimbern endlich der rechte Mann, welcher zwar nicht  
die Cimbern für Deutschland, doch aber ihre Sprache für  
die Deutsche Wissenschaft gerettet hat. Es ist der be-  
kannte Sprachforscher Johann Andreas Schmeller (1785  
—1852), welcher das erste Mal im Jahre 1833, das zweite  
Mal im Jahre 1846 seine beschwerlichen Forschungsreisen  
zu den Cimbern unternahm. Er erforschte wissenschaftlich  
die Mundart der Cimbern, zerstreute die bisherigen falschen  
Ansichtungen über das Wesen derselben und legte die-  
selbe als eine Deutsche Mundart klar, an welcher nichts  
Nordisches, Gothisches oder überhaupt Seltsames haften,  
sondern Alles, wenn es jemals anders gewesen sein sollte,  
der hoch-Deutschen Sprache angeglichen sei. Was die  
Mundart der Cimbern Alterthümliches enthalte, reiche keines-  
falls höher, als in den Zustand der Deutschen Gesamt-  
sprache im 12. und 13. Jahrhundert hinauf. Schmeller's  
Forschungen fanden ihren Abschluss durch Joseph Bergmann  
(1796—1872), welcher im Jahre 1855 Schmeller's Cimbrisches  
Wörterbuch mit Einleitung und Grammatik herausgab<sup>1)</sup>.

Die einheimische Literatur der Cimbern ist gering. Sie  
haben in ihrer Mundart einige alte vom Volke in der Kirche  
gesungene geistliche Volkslieder, darunter eines auf die  
Geburt Christi und einen Ostergesang<sup>1)</sup>; Bergmann hat in  
Asiago auch Cimbrische Volkssprüche und Sprichwörter  
gesammelt. Bücher in Cimbrischer Mundart gab es keine,  
ausgenommen drei Katechismen aus den Jahren 1602,  
1813 und 1842, welche auf Anordnung der Bischöfe von  
Padua — nicht der Sprache, sondern des Seelenheiles  
wegen — verfasst und gedruckt wurden. Sonst hat es den  
Cimbern an Männern nicht gefehlt, welche als Schriftsteller  
der Heimath ihr Augenmerk zuwandten. Es genüge, aus

den sieben Gemeinden den Abbate Augustin dal Pozzo  
(Name übersetzt aus dem Deutschen Prunner) (1733—1798),  
Verfasser eines allgemein beschreibenden Werkes über seine  
Heimath und eines ungedruckt gebliebenen 9000 Wörter  
umfassenden Cimbrischen Wörterbuches, dann Johann Costa  
Pruck (1737—1816), welcher Lateinisch und Cimbrisch  
dichtete und den noch lebenden Abbate Modestus Bonato,  
Verfasser einer vierbändigen Geschichte der sieben Ge-  
meinden, — aus den dreizehn Gemeinden aber den Abbate  
Marco Pezzo (gest. 1785) zu nennen, welcher über die  
Cimbern und ihre Sprache zwei längere Abhandlungen  
schrieb<sup>2)</sup>. Die Genannten hatten Italienische Bildung; nur

<sup>1)</sup> Als Sprachprobe soll hier ein Ostergesang mit daneben stehen-  
der Deutscher Übertragung folgen (nach Bergmann, Einleitung zu Schmel-  
ler's Cimbrischem Wörterbuch, S. 156 und 137):

Ba banderte d'Unzar Vran,  
Ba banderte in vrömede land?  
Und hat den Jesus niandert dorvant.  
Habetar niandert gesecht  
Den Hhorsten San den mein?  
Und den heiligsten Gott den mein?

Wo wanderte unsere Fran,  
Wo wanderte sie im fremden Land?  
Und hat den Jesus nirgends gefunden.  
Habet ihr nirgends gesehen  
Den Heilsten Sohn, den meinen?  
Und den heiligsten Gott, den meinen?

Ich sagten bui nechtent spote  
Vor Judenhaus aufzehen  
Und vor Judenhaus aufzehen.  
Baz trigar af seiner hütte?  
A croone un a Kreflze  
A croone un a Kreflze.

Ich sah ihn wohl gestern abends spät  
Vor einem Judenhaus vorbeigehen,  
Vor einem Judenhaus vorbeigehen.  
Was trug er auf seinem Haupte?  
Eine Krone und ein Kreuz,  
Eine Krone und ein Kreuz.

Ba trigar z'heilge Kreflze?  
Eer trighet auf den perg.  
Bitten marter gras er het!  
Ba trigar un de croone?  
Eer trighet in de stet.  
Bitten paine ear nun hat gahbt!

Wohin trug er das heilige Kreuz?  
Er trug es auf den Berg.  
Welch' grasses Marter er hatte!  
Wohin trug er nun die Krone?  
Er trug sie in die Stadt.  
Welche Pein er nun hat gehabt!

Mutter auf, Vran metter,  
Lasetch nicht vordrissen  
Und lasetch nicht vordrissen.  
Das himmelreich lat eere  
De paine da lat bui mein  
Un de paine da lat bui mein.

Mutter auf, Frau Mutter,  
Und laset euch nichts verdriessen,  
Und laset euch nichts verdriessen.  
Das Himmelreich lat euer,  
Die Pein da lat wohl mein,  
Und die Pein da lat wohl mein.

Baz schicket Gott zu koopen?  
An rosa un an verban plut  
An rosa un an verban plut.  
In laeten von sein zelten  
Ee' thüt bui ime ganze  
Und dent aller helte ganze.

Was schicket Gott zu kaufen?  
Ein rosenfarben Blut,  
Ein rosenfarben Blut.  
In selben letzten Zelten  
Thun sie wohl ihm genug  
Und sind aller Welt genug.

In bitten wird der Leser ohne Mühe die Form bia tan, d. i. wie  
gethan, in der Zeile „an rosa un an verban plut“ eine verdorbene  
Stelle, welche richtig „an rosenfarben plut“, d. i. ein rosenfarbenes  
Blut, lauten sollte, erkennen. In ba, banderte &c. hat b weichen Klang,  
unterscheidet sich vom Deutschen w nur „durch fast gänzlichem Unter-  
lassen des Wehens aus dem Munde“ (Schmeller) und wird nur ge-  
schrieben, weil dem Italienischen Alphabete das Lautzeichen w fehlt.



Dal Pozzo war auch mit der Deutschen Sprache und Literatur zu seiner grossen Ehre näher vertraut.

V. Ein Blick auf die Karte zeigt uns die zwei Cimbri- schen Bergrepubliken in ziemlicher Entfernung von einander. Auf der Tiroler Seite waren sie allerdings durch sprachlich Deutsche Zwischengebiete in den schon genannten Thälern Ronchi, Vallarsa und Terragnuol, weiterhin in Folgareit und Lafraun (Lavarone) an einander geschlossen, so dass dort ein Gebirgswanderer etwa in zwei nicht anstrengenden Tagereisen aus Schlägen (Asiago) nach Calfein (Badia Calavena) kommen konnte, ohne ein Wort Italienisch reden zu müssen, da ihn sein Weg nur durch Deutsche Ortschaften geführt hätte. Unwillkürlich muss man aber fragen, ob nicht ein solcher Cimbrischer Gebirgswanderer einst auf der Italienischen Seite auch durch ein Stück der Ebene hindurch unter gleichen Verhältnissen von Calfein nach Schlägen zurückwandern konnte?

Diese Frage kann jetzt mit ziemlicher Sicherheit bejaht werden. Der Cimbrische Wanderer hätte sogar, wenn er so um das Jahr 1000 n. Chr. auf dem Wege gewesen wäre, auch in Vicenza selbst Einkehr nehmen können, ohne sich dort national und sprachlich fremd zu fühlen.

Um das Jahr 1860 lebte in Vicenza als Oesterreichischer Postdirektor Herr Johann Georg Widter von Klagenfurt. Der Mann fand seine Freude daran, nicht nur in Archiven alten verschollenen Geschichten nachzuspüren, sondern auch durch die gesegneten Vicentinischen Fluren und Gebirgsthäler zu wandern und Volkslieder, Inschriften, Orts- geschichten und Namen zu sammeln; allein er war zu bescheiden, um selbst als Schriftsteller aufzutreten. Die von ihm gesammelten Venetianischen Volkslieder gab Ferdinand Wolf im Jahre 1864 in Wien heraus, während das Wichtigste aus seinen Aufzeichnungen von Herrn Friedrich v. Attlmayr, damals Kreisgerichts-Präsidenten in Roveredo, in dem Jahre 1867 im 13. Hefte der Zeitschrift des Ferdinandeum in Innsbruck veröffentlicht worden ist<sup>1)</sup>. Dieselben haben überraschende Ergebnisse geliefert.

In der Bertolianischen Stadtbibliothek zu Vicenza fand Widter die Abschrift eines Berichtes, welchen Graf Franz v. Caldogno über die Ausführung eines Auftrages, welcher die Erhebung der Zahl der waffenfähigen Mannschaft in den Thälern des Vicentinischen Gebietes betraf, im J. 1598 an den Dogen Grimani in Venedig erstattete. Graf Caldogno sagt darin, dass nicht nur die Bewohner der sieben Gemeinden, sondern auch jene des ganzen übrigen Vicentiner Gebirges Deutsch sprechen, obwohl viele davon auch Italienisch verstünden. Dieselben stammten theils von den Gothen, theils von den Cimbern her, verstünden sich aber eben so gut unter einander, als zum Theil auch „mit den übrigen Völkern Deutschlands (in qualche parte hanno quest' intelligentia anche con il resto delle genti d'Alemagna)“. Sie seien Leute, welche „an Leib und Seele noch die alte Kraft bewahrend (serbando ancora la fortrezza de' corpi ed animi loro)“, sich ganz zum Kriegsdienste eigneten. Es seien noch nicht viele Jahrzehnte her, seit ein Theil derselben in der Nähe der Stadt Vicenza die Muttersprache abgelegt hätte (nè sono molte decine d'anni, che parte di loro vicini alla città hanno persa quella loro lingua natia). Er zählt sie auch nach Orten auf. In dem nach Westen an das Gebiet der dreizehn Gemeinden grenzenden Chiampo-Thale, mit den Ortschaften Arzignano, Chiampo, S. Pietro, Altissimo, Crespadoro und Durlo, schlägt er die waffeufähige Mannschaft auf 2500 Mann an; die grosse Gemeinde Recoaro mit ihren Deutschen Bergbewohnern könne zur Vertheidigung der Pässe des Agno-Thales 800 Mann stellen. Eben so viele brächten die „sehr trotzigigen Deutschen Bergbewohner“ der Thäler dei Conti und dei Signori („ferocissimi montanari tutti della stessa lingua tedesca“) auf. Torrebelticino bei Schio und Enna könnten je 100 Mann stellen. Mit der auf 5000 Mann veranschlagten Miliz der sieben Gemeinden, in welche dabei auch die contrade annesso am Fusse des Gebirges einbezogen sein mussten, gab das Alles für das Vicentinische eine Deutsche Landwehr von nahezu 10.000 Mann! Und da war die Republik der dreizehn Gemeinden mit ihrer waffenfähigen Mannschaft noch gar nicht dabei.

Caldogno rieth dem Dogen, dieselben, um sie leichter zum Kriegsdienste zu bewegen, unter Deutsches Commando und unter Offiziere ihrer Sprache und Nation zu stellen. Wie es scheint, wurde diese Miliz an allen diesen Orten, wenigstens in den sieben Gemeinden, hier jedoch in geringerer Zahl, später wirklich errichtet.

Aus Giovanni da Schio's oben erwähntem Buche ist (S. 60) zu entnehmen, dass in Tonzza noch 1580 Deutsch gesprochen, in Velo noch im 18. Jahrhundert Deutsch gepredigt wurde. Schio (Deutsch: Schleit, Lat.: Scledum) soll nach Gabriele Rosa um das Jahr 1300 noch halb Deutsch („semitedesco“) gewesen sein. Nach Widter's Aufzeichnungen kommen um Schio noch eine Menge Cimbrischer Flurnamen und im Orte selbst noch heute viele Cimbrische Familiennamen vor, so dass am ehemaligen Deutschsein dieser kleinen Stadt gar nicht zu zweifeln ist<sup>1)</sup>. Laut einer Mittheilung in Cantù's „Grande Illustrazione del Lombardo-Veneto“ (IV. Bd, p. 981) waren in Tretto nördlich von Schio in den reichen Silbererzgruben noch bei Menschengedenken ausser den einheimischen auch 300 Deutsche Bergknappen beschäftigt. Um Posina wirbelt es von Deutschen Flurnamen<sup>1)</sup>. Besonders interessant ist, was Widter über Malo berichtet. Seit dem Jahre 1388 drangen die dortigen Bergorte wegen Verschiedenheit der Sprache auf die kirchliche Trennung vom Hauptorte Malo und setzten (ihr Syndikus oder Vorsteher hiess Thomas Helm) ihre Sache endlich durch und zwar, wie Bischof Peter von Vicenza in einem Erlasse vom Jahre 1407 sich ausdrückt, „weil sie alle ganz und gar Deutsche von Nation, von Alters her dort ansässig und zum grösseren Theil der Lateinischen, besonders der Italienischen Volkssprache un-

<sup>1)</sup> Örtlichkeitsnamen um Schio: Boidare (Walder), Bodine und Podene (Boden), Brache, Ebbe, Ghertele, Formalaite (warme Laite?), Laite, Biale (Wiesle), Achare (Äcker) &c. Familiennamen in Schio: Berna, Braiche, Gaule, Kreutal, Paller, Rappene, Raumer, Righele, Schiessere, Smiderle, Eberle &c.

<sup>1)</sup> Flurnamen um Posina: Binichel (Winkel), Raute, Grubele, Bisele, Oache, Tale, Larche, Feldare, Raste, Graba, Ghusbente (Geschwende) Stocche, Prechele, Ebbe, &c.

kundig seien (quia omnes totaliter natione Teutonici, ab antiquo ibidem habitatores, qui pro majore parte idioma latinum ignorant, praecipue in volgari)“. Die in die neue Deutsch bleibende Pfarre von Malo-Berg einbezogenen Ortschaften waren, ausser dem Bergorte selbst, Prianbona, Campopiano, Faedo und Leguzano, welche somit um 1400 noch sämmtlich Deutsch gewesen sein müssen. Es liegt nahe, daraus den Schluss zu ziehen, dass in Malo selbst das Italienische Element erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts das herrschende geworden sei, da sonst die Bergbewohner ihren Grund für die kirchliche Trennung längst zuvor geltend gemacht haben würden. Über Thiene fehlt es an Nachrichten; schon die gewöhnliche un-Italienische Schreibweise dieses Namens ist auffällig. Auch Graf Giovanni da Schio weiss darüber nichts Besonderes. In Cantù's „Grande Illustrazione del Lombardo-Veneto“ (Bd. IV, p. 975) ist zu lesen, dass Mastino della Scala um die Mitte des 14. Jahrhunderts dorthin Simon von Thiene als seinen Vicario über 52 Dörfer von „Pedemonte“, d. i. der den Bergabhängen vorgelegenen Ebene, gesandt habe und dass später auch die Venetianer ihre Statthalter (Vicari) dort gehabt hätten. Thiene dürfte daher wohl schwerlich etwas Anderes als eben auch Cimbrisch gewesen sein. Eben so ist mit Grund zu vermuthen, dass auch Bassano in der unmittelbaren Nähe der sieben Gemeinden ursprünglich Cimbrisch gewesen. Nach Giovanni da Schio (S. 60) verstand man dort im 12. Jahrhundert noch Deutsch, als man ein festes Schloss in der Umgebung „Canfridolo“ nannte. In der Urkunde, laut deren die Bassanesen im Jahre 1175 der Stadt Vicenza Treue schworen, sind die Namen der Unterschriften in Menge Deutsch, theils mit, theils ohne den ausdrücklichen Beisatz „Todescus“.

Den bischöflichen Archiven von Vicenza und Padua entnahm Widter seine Aufzeichnungen über die Deutschen Priester vieler Orte in und ausserhalb der sieben Gemeinden, deren Angaben bis in das 14. Jahrhundert zurückreichen. Weil Deutsche Studien im Lande nicht bestanden und deshalb vor 1500 von den Cimbern nur selten Jemand

sich dem geistlichen Stande widmete, wurden ihre Priester gewöhnlich aus Deutschland, und zwar aus allen Gegenden, wie aus Augsburg, Worms, Mainz, Regensburg, Salzburg, Wien, aus Böhmen, selbst aus Posen und Flandern berufen und erscheinen mit ihren Namen reihenweis in den alten Verzeichnissen — in den sieben Gemeinden sogar bis zwanzig in Einer Reihe! — aufgeführt. Ausserhalb der sieben Gemeinden gelagene Orte, in welchen solche Deutsche Priester vorkommen, sind: Arzignano, Nogarolo und Durlo im Chiampo-Thale, Selva di Trissino im Agno-Thale, Valle dei Signori, Posina, Conco, Arsiero, Caltrano, Chiuppano, Torreselle, Caldogno, Due Ville, Montecchio, Breganze, Schiavon &c. Aber auch südlich über Vicenza hinaus finden sich noch Orte, wo Deutsche Priester waren, wie in Fimon, Pianezze, Barbarano und Montegaldella<sup>1)</sup>. Es ist durchaus kein Wagniss zu sagen, dass in allen diesen Orten die Deutschen Bewohner mindestens in der Mehrzahl und die herrschenden waren, da Romanische Orte gewiss nicht Deutsche Priester beriefen, weil eher beim Mangel an eigenen Priestern Deutsche Ortschaften Italienische Priester gehabt haben werden, welche es muthmaasslich an Mühe für Italianisirung der Bewohner nicht werden haben fehlen lassen.

Eine für die Frage, woher die ersten Bewohner der sieben Gemeinden gekommen seien, belangreiche, ja geradezu entscheidende Thatsache, welche von Cimbrischen Priestern in gelehrten Streitschriften endgültig ausgemacht worden ist,

<sup>1)</sup> S. die betreffenden Namen und Reihen aus den genannten Orten in Attkmayr's erwähter Abhandlung, II, S. 15—19. So lautet z. B. die Reihe der Deutschen Priester in Fimon:

1390, 24. April, verleiht Bischof Johann Castiglione von Vicenza dem Priester Peter aus Deutschland die Kirche St. Maria de Flamone; nach diesem waren Seelsorger:

1419, 25. August, Laurentius q. Henrici de Alemannia;  
1425 — ein anderer Henricus de Alemannia;  
1425, 12. Oktober, Oswaldus q. magistri Jacobi de Vienna;  
1426, 30. August, Petrus de Posonia.  
1443 — Johannes de Alemannia.

Auch kommen bei Fimon noch Örtlichkeitsnamen vor, wie le Crove (Gruben), Giebene, Visels, Loata (Leite), Sea (der Ort liegt an einem See) &c.

bietet sich uns in dem Umstande, dass die fünf Mutterkirchen der sieben Gemeinden, nämlich Arsiè (nordöstlich zwischen der Brenta und dem Cismone), Campese (Deutsch Ganwiese), Marostica, Breganze und Caltrano in der Ebene liegen. Die Kirchen in den sieben Gemeinden sind die Filialen derselben. Dies liefert den klaren Beweis, dass das Gebiet der sieben Gemeinden allmählich von der Ebene aus bevölkert wurde; denn wenn die Siebenberger als Einwanderer oder Eroberer gekommen wären, würden sie sich auch in eigene Kirchengemeinden vereinigt haben. Sie dürften also ursprünglich Hirten, Kohlenbrenner und Holzarbeiter gewesen sein, worauf auch der Name „Schläger“ (der Name „Asiago“ ist wohl aus „Abschlag“ entstanden) hindeutet; dabei bleibt aber nicht ausgeschlossen, dass diese Bevölkerung, wie schon oben angedeutet wurde, zeitweilig auch von Norden her Zuwachs erhielt<sup>1)</sup>. Auch Cimbrische Gelehrte glauben jetzt selbst daran und drücken sich nur bildlich aus, wenn sie sagen, die sieben Gemeinden seien nur Äste eines Baumes, dessen Stamm und Wurzeln südlich in der Ebene liegen.

Wir haben oben gesehen, dass auch südlich über Vicenza hinaus noch einige Orte als einst Deutsche erweisbar sind. Dies führt uns zur Frage, wie es denn in jener alten Zeit in Vicenza selbst mit Sprache und Volksthum stand. Nach allen Nachrichten, die wir darüber haben,

<sup>1)</sup> Ein Kriterium dafür liegt wohl in den Cimbrischen Familiennamen, unter welchen manche vorkommen, welche zugleich in Wälsch-Tirol einheimisch sind. Widter hat ein (gedrucktes) Verzeichniss von etwa 260 Cimbrischen Familiennamen zusammengestellt, von denen ich hier eine Anzahl folgen lasse:

<i>Agerman</i> in Recoaro.	<i>Fertile</i> in Chiuppano, Pozzo, Marostica u. a. O.
<i>Bangher</i> (Wanger) in Barbarano (auch in Wälsch-Tirol).	<i>Pompele</i> in Gallio und Ennogo.
<i>Bebervano</i> (Weber?) in Fasine.	<i>Puller</i> in Asiago, Schio u. S. Vito.
<i>Bille</i> (Wille) in Sant' Orso.	<i>Raumer</i> in Frette.
<i>Birti</i> (Wirth) in Marostica (auch in Wälsch-Tirol).	<i>Repele</i> in Crespadoro, Mason und Nogarole.
<i>Bolfe</i> (Wolf) in Schio und Valli.	<i>Righela</i> in Schio.
<i>Bolzer</i> (Walser) in Rosà.	<i>Rodighiero</i> an mehreren Orten.
<i>Bolzeri</i> in Bassano.	<i>Rote</i> und <i>Rotare</i> in Marostica.
<i>Borghero</i> (Bürger) in Valli und S. Orso.	<i>Eubel</i> in Valdagno.
	<i>Scalzerle</i> in Thiene.

Cainer in Chiampo.  
 Cechelero (Zickler) in Valli.  
 Checkle in Asiago.  
 Cheple in Asiago.  
 Cibeles in Thiene.  
 Cimberle in Bassano und Thiene.  
 Costenero (Kostner) in Crosara und  
 Pianezzo del Lago.  
 Cünare (Kühner) in Albettono.  
 Cunich und Cunico (König) in  
 Asiago und Rosso.  
 Dauchero (Taucher) in Thiene.  
 Eckle in Schio.  
 Ercogo (Herzog?) in Valdagno.  
 Federle in Tretto.  
 Gaigar in Durlo.  
 Gaule in Schio und Castalomberto  
 (auch in Ghiazza in den 13 Ge-  
 meinden).  
 Gresels in Recoaro.  
 Greselin in Schio, Campolongo und  
 Villaveria.  
 Hülbar in Roana.  
 Kunich (König) in Asiago.  
 Mander in Recoaro und Valdagno.  
 Maule in Gambelaro (Weiler Mauli  
 auch bei Roveredo in Wälsch-  
 Tirol).  
 Mauen in Mussolento.  
 Mosele an vielen Orten (auch in  
 Wälsch-Tirol).  
 Mutterle in Arsignano und Thiene  
 (Mutter auch in Valeugana).  
 Mutterle in Grisignano.  
 Nichele in Bassano und Levardo.  
 Peliker in Recoaro.

Scanderle in Schio.  
 Scanserle in Thiene.  
 Schamer in Schio.  
 Schiessaro in Zugliano.  
 Schmetto in Arsignano.  
 Sciessere (Schliesser) in Schio,  
 Asiago, Predipalé und S. Gia-  
 como di Luciana.  
 Seipel in S. Luca.  
 Skisara in S. Giorgio di Para.  
 Smiderle in Schio, Malo, Caldogno  
 u. a. O.  
 Smitarello in Schio und Posina.  
 Soster (Schuster) in Valdagno und  
 Luciana (auch in Wälsch-Tirol).  
 Spangher in Barbarano und Ma-  
 rostica.  
 Sperman in Valdagno.  
 Spiler in Thiene.  
 Spitere in Valdagno.  
 Spiller in Roana.  
 Sterchele in Marostica.  
 Stoner in Valstagnò.  
 Strobe in Enna.  
 Suliman in Malo.  
 Teisler in Schio.  
 Trattenero in Cornedo, Recoaro  
 und Valdagno.  
 Viddo in Valstagnò.  
 Vitiman (Widmann) in Bassano.  
 Wanger in Bassano.  
 Xausa in Salcedo.  
 Xilo in Piovana.  
 Xota in S. Tomis.  
 Zaupe in Priabona.  
 Zompero in S. Pietro Mussolino.

Dabei ist zu bedenken, dass die Annahme von Familiennamen bei den Cimbern wohl in sehr vielen Fällen vom Romanismus, der von Anfang an im kirchlichen, nach und nach auch im politischen Leben herrschend wurde, beeinflusst worden sein muss. Viele Cimbern mögen daher italienische Namen erhalten haben, die mit den zum Theil noch bis heute üblichen Übernahmen nicht übereinstimmen. So heissen z. B. die Bonato in Asiago Koar und Töpferle, die Cald'raro dortselbst Schroata, Käseler, Hollar und Hülbar, die Rigoni dortselbst Graber, Penner, Sternle &c. Auch Übersetzungen waren häufig, wie z. B. Prunner in Dal Pozzo, Oehler in Dall' Oglio, Pallzeiten (d. i. bei Zeiten) in Bonora &c. Interessant ist ein Familienname Vluch in Pozza, wohl nichts Anderes als „Walch“, d. i. Wälscher. In Wälsch-Tirol findet sich auch der Familienname Visintainer, d. i. Vicentiner.

Hier mag auch noch angeführt werden, dass Giovanni da Schio (S. 89 — 108) eine ziemlich bedeutende Anzahl von Familien aufzählt, welche, nach Orten benannt, Cimbrischen Geschlechtes waren oder sich für Cimbern ausgaben. Es sind folgende: Almerico, Camisani, Campo-  
 sampiero, Carraresi, Collalto, Conti, Da Camino, Dalla Costa, Estensi,  
 Ezelini (!), Ghisfardi, Loechi, Malo, Marsno, Montocchi, Nogarola, Sam-  
 bonifazio, Saroghi, Thiene, Trissino, Valmarana, Velo, Vivaro.

ging das alte Vicentia aus der Römerzeit in den Stürmen der Völkerwanderung unter und es entstand auf den Trümmern desselben eine neue Stadt. Wenn wir nun aus dem Umstand, dass wir in der Umgebung derselben überall auf Deutsche Elemente stossen, den Schluss zögen, diese neue Stadt sei eine Deutsche, eine Cimbrische gewesen, so möchte nicht viel dagegen einzuwenden sein. Lassen wir daher die Italiener selbst reden. Da ist es zunächst der gründliche und scharfsinnige Kenner der Vicentinischen Geschichte, Graf Giovanni da Schio, welcher es in seinem öfter erwähnten Buche (S. 61) als seine von triftigen Gründen unterstützte Ansicht ausspricht, dass man in Vicenza vor dem 14. Jahrhundert Deutsch und Italienisch und je weiter man zurückgehe, mehr jenes als dieses gesprochen habe, vor dem Jahre 1000 aber, wenn nicht dort die Deutsche Sprache durchaus geherrscht habe, das Italienische mehr als gelehrte, denn als „natürliche“ Sprache bekannt gewesen sei. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die damalige Schriftsprache überhaupt Lateinisch war. Bei älteren Dichtern und Schriftstellern heissen die Vicentiner oft Cimbri oder Cimbriaci viri, die Stadt selbst Cimbria, ihr Gebiet Cimbria terra, ihr öffentliches Wesen Cimbria res. Häufig erwähnt werden zwei eben nicht klassische gereimte Lateinische Verse, welche ein unbekannter Dichter dem die Stadt gegen die feindlichen Paduaner schützenden Can grande von Verona in den Mund legte und welche auch Antonio della Scala, Herr von Verona und Vicenza und Kaiserlicher Generalstatthalter, am Ende eines sehr lobreichen Schreibens im Jahre 1387 den Vicentiner zuriel:

„Cimbria, pone metus umbraque quiesco sub alae,  
 Quam gerimus clipeo, semper laetabere scalae!“

In seinen „Croniche di Vicenza“ (Vicenza 1668) sagt Pagliarino (p. 3): „Noch vor 300 Jahren finde ich unsere Vorfahren Cimbern und nicht Vicentiner, Cimbria und nicht Vicenza genannt“, obwohl diess, wie er meint, von Dichtern häufig dem Vermaasse zu Liebe geschehen sein möge. Nach seiner Beschreibung muss diese Stadt Cimbria einst eine Gruppe von lauter kleinen Festungen gewesen sein

und es sollen dort über hundert grosse und hohe Thürme gestanden haben, so dass Palladio seine Riesenpaläste am rechten Orte gebaut hat. Ein helles Streiflicht auf die sprachlichen Verhältnisse zu Anfang des 14. Jahrhunderts wirft eine von Giovanni da Schio (S. 61) mitgetheilte Erzählung Ferretti's. Seit 1266 schmachtete Vicenza unter der Herrschaft der Paduaner, bis die Stadt im Jahre 1311 unter Führung des Grafen Singofredo Ganzera sich befreite. Wenn Singofredo kurz vor dieser Befreiung in seinem Gespräche wohl von den mitverschworbenen Vicentinerern, nicht aber von den Paduanern verstanden werden wollte, sprach er Deutsch — ein Zeichen, dass das Deutsche damals wohl zu Vicenza, aber nicht zu Padua verstanden wurde. Von der tödtlichen Feindschaft zwischen Vicenza und Padua dürfte wohl der nationalsprachliche Gegensatz nicht der letzte Grund gewesen sein. Die Paduaner hatten während ihrer Herrschaft in Vicenza auch das in den Statuten dieser Stadt enthaltene Verbot, nach welchem Vicentinerinnen sowohl von der Stadt als auch von ihrem Gebiete sich unter schweren Strafen nicht nach auswärts verheirathen durften, aufgehoben und sich durch wohl meist erzwungene Heirathen mit Vicentinerinnen in den Besitz ansehnlicher Güter gesetzt; nach der Befreiung im Jahre 1311 stellte Vicenza dieses Verbot des Connubium wieder her. Auch dieser Umstand deutet auf nationalen Gegensatz hin. Sonst werden auch noch einige örtliche Namen in der Stadt Vicenza von Italienern selbst Deutsch gedeutet, wie Wisega, alter Name des Campo Marzo, von „Wiese“, das gegen die Monti Berici gelegene Theater und Thor Berga von „Berg“ und Bachiglione, älter einfach nur Bachilio, Flussname, von „Bachele“ (Diminut. von „Bach“).

Nach allem Vorausgehenden erleidet es keinen Zweifel mehr, dass es da um Vicenza herum hinauf gegen die Berge und hinüber gegen Verona einst ein Deutsches Land Cimbrien gab, welches mit dem grossen Deutschen Nationalkörper nach Norden hin in ununterbrochenem Zusammenhang stand. Wie weit reichte es aber nach Osten, Süden und Westen? Nach Giovanni da Schio (S. 63) bezeichnete

ein alter Schriftsteller Villanova (wohl jenes nordöstlich von Padua) als einen östlichen Grenzpunkt Cimbriens. Also wohl auch Padua Cimbrisch? — fragt Giovanni da Schio (S. 62). Nach seiner Ansicht allerdings, aber nur in jenem schwachen Bestande, welchen diese im 8. und 9. Jahrhundert fast verschwundene Stadt Anfangs hatte. Nach Westen hin soll nach seiner Ansicht Cimbrien bis zur Grenze des Gebietes von Brescia gereicht haben; wenigstens für Porciglia bei Cologna (südwestlich von Vicenza) habe der Domberr Dionisi in seinem 1758 in Verona gedruckten Buche: „Veteris Veronensis agri topographia“ diess erwiesen. Da mir diese Quellenwerke nicht erreichbar sind, so kann ich mich darüber nicht weiter auslassen. Dagegen will ich aus Giovanni da Schio (S. 40) eine merkwürdige Stelle aus einem Briefe des Gelehrten Antonio Loschi vom Jahre 1409 anführen. Loschi's Familie war Lateinischer Herkunft, er betrachtete sich aber als Cimber und schrieb: „Ich bin ein Cimber, weil ich in jenem Lande, welches die von Marius vertriebenen Cimbern angebaut haben, geboren bin — ein Land, welches sich von der Etsch bis zum Adriatischen Meere erstreckt (io sono un Cimbro, perchè nato in quella terra, che fu colta dai Cimbri scacciati da Mario, la qual terra si stende dall' Adige all' Adriatico)!“

VI. Loschi's Ausspruch ist gewiss überraschend; er nöthigt uns förmlich, den Spuren des Deutschen Elementes weiter nachzugehen.

Wenn Loschi's Ausspruch eine Grundlage im Ganzen und Grossen für sich haben soll, so muss dieselbe schon aus der Zeit der Völkerwanderung stammen; sonst wäre es geradezu undenkbar, dass Deutsches Element sich in solcher Masse im Gebiete von der Etsch bis an die Adria angesiedelt hätte, um Jemandem zur Behauptung, Cimbrien habe so weit sich erstreckt, auch nur einen Anlass, geschweige denn die Berechtigung zu geben. Sehen wir denn näher zu.

In der Beschreibung Italiens, welche Procopius nach Erzählung der Besiegung des Ostgothen-Königs Vitiges (540) seiner Geschichte der Gothen-Kriege eingeflochten

hat, werden die Veneter „Anwohner des Meeres“ (*accolae maris*) genannt; über ihnen „haben die Siscier und die Schwaben — nicht jene, welche den Franken gehorchen, sondern davon verschiedene — die inneren Länderstrecken in Besitz“. Über sie hinaus kommen die Carnier und die Noriker<sup>1)</sup>. Um dieselbe Zeit besetzten die Franken „den grössten Theil des Venetischen Gebietes“, so dass den Gothen nur wenige Städte, den Römern aber nur das Küstengebiet blieb. Die Franken sassen dort so fest, dass Narses im Jahre 552 mit Mühe nur der Küste entlang in Italien einrücken konnte<sup>2)</sup>. Auch in der *Historia arcana* erwähnt Procopius wieder, dass beim Beginn des Krieges mit den Gothen Deutsche (*Germani*) einen grossen Theil des Venetischen Gebietes besetzt hätten. Diese Nachrichten lauten allerdings in örtlicher Hinsicht nicht ganz bestimmt, beweisen aber, dass Procop den *ager Venetus* für ein von Deutschen besetztes Gebiet ansah. Er zählt denselben auch zu jenem Landstriche im Reiche der Gothen, welcher von theils durch Krieg, theils von Seuchen vernichteten Menschen ganz entblösst sei. Wollte man überhaupt seine Mittheilung, dass jeder feindliche Einfall den Römern über 200.000 Menschen gekostet habe, streng auffassen, so würde sich der damalige Verlust Italiens an

<sup>1)</sup> Vergl. Procopius (in *Corpus scriptorum historiae Byzantinae*, Pars II. Bonn 1838—1839), Bd. II, p. 80 (in Lateinischer Übersetzung): „— Iстриa; deinde regio Venetorum ad Ravennam urbem porrecta. Atque hi sunt maris accolae, supra quos Siscii et Suabi — non illi, qui Francie parent, sed ab iis diversi — interiores terrae tractus obtinent. Ultra hos Carnii siti sunt Noricique“ &c.

<sup>2)</sup> Vgl. Procopius, Bd. II, p. 417: „Jam Gotthis ac Totila bello superioribus (549) Franci maximam agri Veneti partem occuparunt nullo negotio, cum nec Romani illos arcere, nec Gotthi utriusque arma inferre possent“. Ferner p. 586: „Paulo ante Francorum rex Theodebertus morte obierat, cum sibi nullo negotio tributaria fecisset nonnulla Liguriae loca, alpes Cottias agrisque Veneti partem maximam. . . Venetorum pauca oppida Gotthis supererant, nam Romani maritima, Franci caetera occuparant“. Endlich p. 600: (Narses) „cum proxime agrum venisset Venetum, missis nuntio ad Francorum duces, qui loca illa tenebant praesidiis, postulavit, ut sibi tanquam amicis transitum darent. Illi Narsesi se nullo id pacto permissuros respondent“ &c.

Menschen in die Millionen belaufen<sup>1)</sup>. Für unsere Zwecke mag es nur beweisen, dass im *ager Venetus* für die neue Germanische Einwanderung gewiss hinlänglich Raum geschafft worden war.

Den Gothen folgten die Langobarden, diesen wieder die Franken, diesen endlich die viel Volk über die Alpen führenden Heereszüge Deutscher Kaiser, besonders der Ottonen. Den Langobarden war das heutige Ost-Venetien ein besonders wichtiges Gebiet. Dass das Langobardenthum dort sehr feste Wurzeln gefasst hatte, beweist die bekannte geschichtliche Thatsache, dass nach Niederwerfung des Langobarden-Reiches Herzog Rotgaud, welchem Karl der Grosse Friaul und Treviso und die Bewachung der Julischen Alpen anvertraut hatte, von dort aus im Jahre 776 noch einen freilich verunglückten Versuch zur Wiederherstellung des Langobarden-Reiches wagen konnte. Die Langobardischen Streiter waren verlassen von ihrem heiligen Schutzpatron, dem Erzengel Michael, obwohl ihre Könige und Herzoge ihm in allen neuen Kirchen, welche sie gebaut, immer einen eigenen Altar hatten weihen lassen<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. Procopius, III, p. 108: „Caeterum cum Romanorum copiae erant in Italia, Gallicani et Venetici agri magnam partem Germani occupabant. . . . Totus hic terrarum tractus prorsus est mortalibus destitutus partim bello delictis partim suo morbo, quae consequi bella solent. . . . Crederem Romanos supra ducentena millia singulis irruptionibus qua fusa, qua in servitute abacta, et in his provinciis pene Scythicas solitudines videre sit“.

<sup>2)</sup> Dass die Langobarden und andere Deutsche mit dem Latein oben nicht fein umgingen, ist schon öfter nachgewiesen worden. Charakteristisch ist, dass die Friaulaner in ihrem Dialekte auch ein verbum „slambardà“ = die Worte verkehren oder herstottern — haben, welches sich offenbar auf die Langobarden bezieht. Auch im Worte „slambrot“, mit welchem die Deutschen in Folgaria u. a. O. in Wälsch-Tirol ihre Deutsche Haussprache bezeichnen (verbum „slambrottar“), steckt kaum etwas Anderes, als der Langobarden-Name. Schwieriger zu erklären ist das Wort „slapper“, mit welchem die Italiener die Deutschen im Gebirge zu bezeichnen pflegen. Sonst heisst *slápore* im Venetianischen auch Ketzer, *slapper* im Comaskischen /ein schmutziger Mensch, *slapari* im Brescianischen ein Mensch, der in Alles einredet &c. Das Wort ist offenbar Deutsch; nach seiner nächsten Bedeutung kann es sich nur auf Hunde (Friaul. auch *slapà*, schlappen) beziehen. Sollte es anfänglich von Seite der Romanen überhaupt ein Spottname für die Langobarden gewesen sein? Diese hatten ja einst ihre Freude daran, selbst die Sage zu verbreiten, dass ihre Köpfe wie Hundeköpfe gestaltet seien.

Auf dem Bischofsstuhle von Padua saassen vom Jahre 647 bis 1050 unter 32 Bischöfen nicht weniger als 22, welche ausdrücklich als Ultramontani, d. i. als Deutsche, bezeichnet werden. Bergmann erwähnt (Histor. Untera. S. 6) eine Urkunde vom Jahre 874, mit welcher der Bischof Rorius von Padua seine Besitzungen zu Monselice und Cervarase (südlich und westlich von Padua), so wie zu Maserada bei Treviso nach Salischem Gesetze der Kirche St. Justina in Padua schenkt und in welcher viele Deutsche Personennamen, die der Zeugen mehrmals mit der Bezeichnung als Franken oder Alemannen, vorkommen. Diess nur Ein Beispiel; in den Urkunden bei Muratori, Verri, Dondi und anderen zeigen sich in jener Zeit die buntesten Namen einer Menge von Leuten, welche sich — häufig mit dem Beisatze: ex natione mea oder nostra — zum Langobardischen, Fränkischen oder Alemannischen Rechte bekannten.

Von Interesse ist eine Nachricht und Urkunde bei Verri („Storia della marca Trevigiana“, XII. Bd., p. 102, und documenti, p. 16), laut welcher im Jahre 1341 in Treviso (seit 1339 Venetianisch) verordnet wurde, dass im presidio, d. i. der Stadtmiliz, so oft es sich um Besetzung von Reiterstellen handle, der eingerissene Unfug, alle Plätze mit Italienern zu besetzen, abgestellt und die „Ultramontani“ in die Banderiae ultramontanae, die „Theotonici“ in die Banderiae Theotonicae und die „Italici“ in die Banderiae Italicae eingetheilt werden sollen. Die ausschliessliche Bevorzugung der Italiener, heisst es in der Urkunde, sei gegen die Staatsraison, welche von Anfang an gewollt habe, dass zum grösseren Nutzen und zur grösseren Sicherheit dort „ultramontane“, Deutsche und Italienische Reiter seien (— „quod est contra intentionem terrae, quae a principio voluit, quod ibi essent equites ultramontani, Theotonici et Italici pro majori utilitate nostra et securitate“). Diess kann wohl nur so gedeutet werden, dass unter den Ultramontani die damals in allen grösseren Städten Italiens zu findenden Deutschen Reisläufer von jenseit der Alpen, unter den Theotonici und Italici aber die einheimischen Deutschen und Italiener zu verstehen sind. Die Venetianische

intentio terrae liess also noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Treviso die Deutschen für gleichberechtigt gelten und wehrte einer Übervertheilung derselben von Seite der Italiener. G. B. Aloise Semenzi, der Beschreiber der Provinz Treviso in Cantù's „Grande Illustrazione del Lombardo-Veneto“, will auch (Bd. V, 2, p. 704) den Namen des schön gelegenen Conegliano (urkundlich Coneglanum und Coneclanum) vom Deutschen „Königland“ ableiten, weil dort die vielleicht schon von Kaiser Otto I. zur Einhebung der Steuern im Lande zwischen der Piave und Livenza errichtete Reichskammer gewesen sei. Gewiss ist, dass sehr viele Personennamen in älteren, Conegliano und das nördlich davon gelegene Cenoda betreffenden Urkunden ganz Deutsch klingen.

Friaul, im frühesten Mittelalter, wohl auch schon in der ältesten Zeit zwischen Fels und Meer die breite Brücke, über welche die Völker nach Italien zogen, ist heute Italienisches Land mit einer Bevölkerung, deren Dialekt mit dem Ladinischen dem mittel-Romanischen Sprachkreise angehört<sup>1)</sup>. Die Romanen haben sich dort allmählich als die herrschenden über ein buntes Völkergewimmel von Illyriern, Slaven und Germanen erhoben. Über die Bedeutung, welche die Deutschen einst als nationales Element für Friaul gehabt, lässt sich Karl Frhr. v. Czörnig's umfangreichem gediegenen Werke: „Das Land Görz und Gradiska“ (Wien

<sup>1)</sup> Auch im Friaulischen Dialekte finden sich manche Deutsche Wörter, zum Theil in älterer Form, z. B. crot, Frosch (Ahd. chrota, Kröte; der Laubfrosch heisst crot de San Pieri, d. i. St. Peterkröte, und die Kröte selbst crot malos, d. i. schädliche Kröte); dane, Tanne (theilweis); frassin, flink, frisch; glon oder glong, Glockenton (unser „Klang“); licov, Essen, welches ein Herr seinen Arbeitern nach Beendigung einer Arbeit giebt (unser Leibkauf!); pécar, pécher, Becher (mit Deutschem Akzent); poch, mit den Hörnern stossen (abgeleitet von Bock, Ahd. poch); rinche, Eisenring (Mhd. rine); acsfar, safar, einer, der übereifrig ist, mit dem Verbum scafarà, safarà, den Herrn spielen (unser Schaffer); spale, Spule; vādul, Wedel (auch Deutsche Nebenform Wadel); vignarui, Fingerring (verdorben) — und so noch viele andere, welche auch in anderen Ober-Italienischen Dialekten vorkommen. Eine schöne Erinnerung an die Langobarden bewahren die Wörter uadie oder uadium, Verlobungsring, Verlobungsgeschenke, und uadià — uadijā — vusdiā, verloben, heirathen.

1873) Manches entnehmen. Wir ersehen daraus, dass sowohl zahlreiche Deutsche Dynasten-Geschlechter, wie Andechs, Eppenstein, Sponheim, Peckau, Ortenburg &c. in Friaul viele Güter besaßen, als auch die angesehensten Adelsfamilien Friauls, die Artegna, Attems, Collalto, Colloredo, Cucanea, Manzano, Mels, Partistagno, Prampergo, Prodolone, Strassoldo, Valvasone, Freschi und Zuochi sich Deutscher Abkunft rühmen oder rühmten. Bis zum Falle der Hohenstaufen waren die so mächtigen Patriarchen von Aquileja fast alle Deutsche. Da gab es im Mittelalter eine Menge Deutsch benannter Burgen, welche heutzutage in Trümmern liegen oder zu stolzen Herrenhäusern umgewandelt sind, wie Gronumberg (Kronenberg), Grossenberg, Sattenberg (wohl „Schattenberg“), Soffumberg (verdorben aus „Scharfenberg“), Solimberg, Spilimberg (heute noch Schloss und Marktflücken) u. a. m. — in der Nähe des letztgenannten auch jenes Richenvelda (Reichenfeld), wo im J. 1350 der Patriarch Bertraud von seinen Feinden erschlagen wurde. Auch Städte und Orte pflegten die Deutschen häufig Deutsch zu benennen, wie Schönfeld (Tolmezzo), Neumarkt (Monfalcone), Fidelsdorf (Biglia am Coglio), Peuschelsdorf (Venzona), Haseldorf (Nogareto) u. a. m., oder die fremden Namen der Deutschen Zunge anzupassen, wie Weiden (Udine, ein Name, der möglicherweise auch Deutschen Ursprunges sein kann), Clemaun (Gemona, einst Claudia Emona) u. a. m. Gemona war einst der Mittelpunkt für den Handel nach Deutschland; man sprach dort eben so Deutsch, wie Friaulisch. Es mag daran erinnert werden, dass dort auch im 13. Jahrhundert ein Dichter lebte, welcher in Deutscher und Romanischer Sprache dichtete, nämlich Thomasin von Zirkläre (oder der Cerklær, Ital.: Tommaso dei Cerchiari, geb. 1185), Verfasser des Lehrgedichtes: „Der Welische Gast“. Auf dem Schlosse Grafenberg bei Görz oder auf Soffumberg, vielleicht abwechselnd auf beiden, schrieb Hartmann von der Aue gegen Ende des 12. Jahrhunderts seine Gedichte, namentlich seinen Erek. Auf Soffumberg soll es auch gewesen sein, wo der Patriarch Wolfger im J. 1214 den ihn als alten Bekannten besuchenden Dichter Walther

von der Vogelweide gastlich bewirthete.

Noch manche andere einschlägige Angaben liessen sich Czörnig's trefflichem Werke entnehmen. Über die ehemalige Deutsche Benediktiner-Abtei Mosach (Ital.: Moggio) an der Fella hat Bergmann im „Archiv für Kunde Österreichischer Geschichtsquellen“ (1849, II. Bd., 1. und 2. Heft) interessante Mittheilungen gemacht. Diese Abtei wurde um das Jahr 1100 vom Patriarchen Ulrich I., welcher zugleich Abt von St. Gallen war, unter dem Namen der Heiligen Gallus, Magnus und Othmar gegründet und mit Deutschen Mönchen aus St. Gallen besetzt. Sie bestand bis nach 1400, worauf sie in eine Commende verwandelt wurde. Auch das Stift Freising hatte an verschiedenen Orten in Venetien Besitzungen, welche theils aus einer Schenkung des Kaisers Otto I., theils von einem „Latinus“ Turisind (um 1060) herrührten<sup>1)</sup>.

Wenden wir nun den Blick noch einmal zurück auf das Thal der Brenta, so finden wir auch nördlich von Bassano für Solagna die einstige Anwesenheit von Deutschen urkundlich bezeugt. Laut einer Urkunde vom Jahre 917 schenkte König Berengar dem Bischofe Sibiko von Padua Solagna mit der richterlichen Gewalt sowohl über die Deutschen, als auch über die anderen Leute (— „omnem iudicariam potestatem tam Germanorum, quam aliorum hominum, qui nunc in praedicta valle habitant vel habitaturi sunt“ (Vercì III, doc. 1). Nach Ansicht der Cimbrischen Geschichtschreiber Dal Pozzo und Bonato wären auch die durch ihren Bilderhandel bekannten Bewohner des in Tirol gelegenen Tesino-Thales einst Cimbern gewesen (die alten Gemeindegrenzen der Siebenberger reichten einst ohnehin bis zur Brenta und bis vor Leviko hinauf) und hätte sich in diesem Thale die alte längst abgekommene Tracht der Weiber in den sieben Gemeinden noch bis heute erhalten. Die ganze Gemüthsart der Tessinesen oder, wie sie Cim-

<sup>1)</sup> Vgl. Zahn, J.: Codex diplomaticus Austriaco-Frisingensis (Fontes rerum austriacarum), Wien 1870—1871, an verschiedenen Stellen, besonders III. Bd., p. 9—10. Auffällig ist der ähnliche Klang im Namen der volkreichen Ortschaft Frisanco bei Maniago, wo aber Freising nie Besitz hatte.



brisch heißen, der Taseiner, stimmt zu jener der Cimbern. Die Sache wird sehr beglaubigt durch zwei in halb-Cimbrischem Deutsch abgefasste Schreiben, welche die Gemeinde Tasein, wie es scheint, im Jahre 1514 an den Kaiser Max I. richtete<sup>1)</sup>. Das ebenfalls zu Tirol gehörige Doppelthal Primiero (Primör) war Anfangs nur schwach bevölkert, bis ihm der im 15. Jahrhundert in Aufschwung kommende Bergbau Deutsches Knappenvolk zuführte, welches eine eigene Gemeinde mit einem frei gewählten Bürgermeister und mit Deutscher Seelsorge bildete. In der alten mit Emblemen des Bergbaues bunt bemalten Knappenkirche zu Fiera befanden sich auch sechs gemalte Wappenschilder der Bergherren mit deren Namen, welche alle Deutsch waren (Ruest, Sweis, Woest, Neyent, Brandis und Romer)<sup>2)</sup>. Die Jurisdiktion über Primiero hatte seit dem Jahre 1401 das Deutsche Herrengeschlecht der Welsperg, welche auch heute noch dort ihre Besitzungen haben. Ähnliches wie von Primiero lässt sich des Bergbaues wegen von Agordo vermuthen, ein Name, welcher (mit dem Ton auf der ersten Silbe) ganz un-Italienisch klingt und dessen gewöhnliche Ableitung vom Mhd. *égarte* = unbebautes Land viel für sich hat. Der drei Deutschen Enklaven Bladen (Ital.: Zappada), Sauris und Tischelwang (Timau) ist schon kurz erwähnt worden. Bladen besteht aus zwölf Dörfchen mit 1200 Einwohnern, deren Vorfahren vor 700 Jahren aus Villgraten im Puster-Thal vor einem übermüthigen Dynasten in diesen stillen Bergwinkel geflohen sein sollen. Die mehr den Friaulanern als den Bladnern gleichenden Bewohner des schwer zugänglichen Bergortes Sauris (Deutsch: „die Zahre“), an Zahl etwa 800, hält Bergmann für einen Überrest der

<sup>1)</sup> Beide Schreiben sind abgedruckt in Joseph Chmel's „Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilian's I. und seiner Zeit“. Bibliothek des Literar. Vereins in Stuttgart 1845, Bd. X, S. 413 ff. Die Taseiner wollen darin dem Kaiser „klagende ertzellen, wie das von alter her die selbigen alzait traw und gehorsam Diener des Hauss von Osterrich gewesen und noch sindt mitsampt der graffschaft Tiroll und des zw beschirmen leib und gut nie gespart, wollens auch, wo es not ist, in zwkunftigen zeitten nit sparen“ &c.

<sup>2)</sup> Vgl. Montebello a. a. O., S. 439 und 445.

alten Deutschen Bevölkerung Friauls<sup>3)</sup>. Die Tischelwanger waren ursprünglich Bergknappen, welche aus Kärnten kamen und im Dienste eines Venetianischen Edelmannes auf Gold, Silber und Blei gruben.

Ob das Deutsche Element der dreizehn Gemeinden einst auch über seine Grenzen hinaus nach Süden reichte, muss beim Mangel an bestimmten Nachrichten dahin gestellt bleiben. Deutsche Spuren sind im weinberühmten Val Puli-cella nachgewiesen worden; Marco Pezzo wollte auch von einstigen Cimbern jenseit des Monte Baldo gegen den Garda-See hin wissen. Sollte aber Verona, das alte viel besungene Bern der Deutschen — ein Name, welcher noch heute im Munde der letzten Cimbern zu Ghiazza und Campo fontana wieder klingt — nicht auch einst so ziemlich Deutsch gewesen sein? War es nicht Theodorich's Königsstadt, auch später von den Langobarden, Franken und den Deutschen Kaisern stets bevorzugt? Von Interesse ist es, die Namen der Bischöfe von Verona in ihrer Reihenfolge zu betrachten. Die ersten 28 Bischöfe bis 586 waren, wenn der Vorsatz „San“ nicht ein blosses Compliment sein soll, lauter Heilige mit Römischen Namen; sogar ein heiliger Senator und ein heiliger Lupus sind darunter. Nach vier Zwischenmännern folgen wieder sieben Heilige mit Römischen Namen, bis nach dem Jahre 700 mit Sigebert der erste Germane auftritt. Von dem im Jahre 802 verstorbenen Egino, dem Oheim des Königs Pipin, an bis 1200 erscheinen fast nur Bischöfe mit Deutschen Namen; von 1070—1118 werden sieben Bischöfe in ununterbrochener Reihe ausdrücklich als Deutsche bezeichnet. Nach 1300 verschwinden Deutsche Namen gänzlich; später machen sich Venetianische Namen, wie Cornaro, Valier, Giustiniani, Pisani u. a. geltend.

Wenn man nach dem vorausgehend Gesagten das ganze Gebiet von der Etsch bis zum Meere und zum Isonzo noch einmal überblickt, so wird man, worauf auch Attlmayr

<sup>3)</sup> Vgl. über einen Besuch bei den Deutschen Bladnern und Zah-rern im Sommer 1876 Dr. Mupperg, Deutsche Enklaven in Italien in Geogr. Mitth. 1876, S. 350 ff.

aufmerksam gemacht hat, es nicht bloss vom Standpunkt der Politik aus, sondern auch in Hinsicht auf die Nationalität begreiflich finden, dass Kaiser Otto I. im Jahre 952 jenes ganze Gebiet, die Marken Verona und Aquileja vom Königreich Italien trennte und zum damals noch mit Baiern vereinigten Herzogthum Kärnten, also zu Deutschland schlug, welches damals wirklich auch nach seinem nationalen Bestande vom Meere zum Meere reichte. In der Mark Verona war auch Trient inbegriffen.

Wesentlich anders liegt die Sache im westlichen Ober-Italien. Von Salurno abwärts giebt es von der Etsch westlich bis zu den Deutschen Sporaden am Monte Rosa, so weit Lombardisches Volkthum reicht, keine einzige Deutsche Enklave, denn die vier oben genannten Deutschen Dörfer des Nonsberges sind eigentlich keine Enklaven, sondern hängen über den Gampen-Pass hin mit den Deutschen in Ulten zusammen. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters mag es allerdings an Deutschen Ortschaften und Sprachinseln auch in der Lombardei nicht gefehlt haben. Zeugen derselben sind wohl noch die zahlreichen Ortsnamen mit dem Ausgange —engo (unser —ingen), über welche Giovanni Flecchia, ein tüchtiger, auch mit einschlägigen Deutschen Werken (Fürstmann) vertrauter Forscher, geschrieben hat<sup>1)</sup>. Dieselben finden sich in grosser Zahl — über 200 —, besonders in der Lombardei und in Piemont, zerstreut hie und da auch in Ligurien, in der Ämilia, in Toskana und in der Italienischen Schweiz. Flecchia bespricht davon nur ungefähr vierzig, weist aber auf die im westlichen Ober-Italien und in Toskana ungemein zahlreichen Familiennamen auf —inghi und —enghi hin. Das Suffix —engo tritt jedoch nicht nur an Deutsche, sondern auch an Lateinische Stämme, wie z. B. in Romanengo, Salvagnengo &c. In Deutschland hat Dr. Ludwig Steub auf diese Namen und auf verschiedene in Italien und Deutsch-

<sup>1)</sup> Vgl. Giovanni Flecchia, Di alcune forme dei nomi locali dell'Italia superiore. Dissertazione linguistica. Turin 1871. Der Verfasser behandelt darin die Ortsnamen auf —ago, —asco, —ate und —engo, letztere p. 94—101.

land gleiche Bildungsformen derselben aufmerksam gemacht, wie z. B. Ghislarengo und Geiselhöring, Gossolengo und Güssling, Gottolengo und Götting, Pozzolengo und Pötzing &c. Auch Friedrich Bluhme weist in seiner Schrift: „Die gens Langobardorum und ihre Herkunft“ (Bonn 1868, II. Heft, S. 44), auf diese Namen hin und bemerkt dazu, dass sie auf Dependancen älterer nahe gelegener Orte hinweisen dürften, etwa wie am Rheine neben dem Hauptorte noch öfter ein neu angesiedeltes —hausen (Lorchhausen, Goarhausen) zu finden sei. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ansicht könnte nur durch nähere Untersuchung dargethan werden.

Da in den Lombardischen Bergthälern an vielen Orten einst Bergbau getrieben wurde, so dürften die sonst unvermeidlichen Deutschen Bergknappen wohl auch dort nicht gefehlt haben. Weit berühmt waren die Eisenerzgruben in Val Trompia, wo schon die Langobarden den Bergbau eröffnet zu haben scheinen; ein Aufstand der Bergleute im Jahre 811 wurde blutig niedergeschlagen. Auch in Valcamonica war der Bergbau einst blühend, es ist mir jedoch Näheres darüber nicht bekannt. Nur möchte ich auf mehrere Ortsnamen hinweisen, welche auffällig an das Deutsche anklingen, wie Darfo an „Dorf“, Anfuro (hoch gelegen) an „Anfuhr“ (von Erzgängen), Erbanno, Sitz des mächtigen Herrengeschlechtes der Federici, an „Heerbann“, Éaine an „Essen“ (Schmiedewerkstätten), Lando an „Land“, Borno an „Born“ (Brunnen); Cimbergo wird wohl der „Berg“ des darunter bei Capo di Ponte gelegenen Cembra sein. Doch können diese Anklänge immerhin täuschen und es würde Näheres erst durch das Studium von Urkundensammlungen und von Orts- und Thalgeschichten, an denen die Lombardei überreich ist, zu erweisen sein<sup>1)</sup>. Es genüge, schliesslich noch auf die an der Französisch-Italienischen Sprachgrenze am Monte Rosa gelegenen Deutschen Sprachinseln hinzuweisen, welche durch Albert Schott's Buch: „Die Deutschen Kolonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft“ (Stuttgart und Tübingen 1842) bekannt geworden sind.

VII. Wenn wir nach allen diesen Exkursen wieder auf die heutige Deutsch-Italienische Sprachgrenze zurückblicken, so müssen wir schmerzlich erstaunen über die Massen Deutschen Volksthumes, welche, von unserem Nationalkörper abgerissen, von Italien absorbiert worden sind. Süd-Tirol und Lombardo-Venetien sind für die Deutsche Nation im Süden, was Elsass, Lothringen und Burgund im Westen —, dort wie hier sehen wir den Fluch verkörpert, welchen eine fast 2000jährige innere Zerrissenheit und Schwäche über uns gebracht hat.

Das im Süden untergegangene Deutsche Element ist allerdings hauptsächlich dem drückenden Gewichte natürlicher Verhältnisse erlegen, welche es nur hätte überwinden können, wenn wir Deutschen schon von allem Anfang an als Nation einheitlich organisiert gewesen wären. Es war auf den natürlichen Verkehr mit dem Süden angewiesen; nach Süden münden alle diese Gebirgsthäler, nach Süden führen die Strassen, im Süden ist jene „opulentia soli“, welche, wie schon der Bischof Enodius von Pavia einst dem Ostgothen-König Theodorich zurief, die ihrem nordischen Vaterlande glücklich entflozene „Alemanniae generalitas intra Italiae terminos inclusa“ in Ruhe geniessen zu können hoffte. Wie in ähnlichen Fällen überall, unterlagen die Starken, nachdem sie über die Schwachen mit

<sup>1)</sup> Zufällig liegt mir eine im Jahre 1874 in Bergamo erschienene Beschreibung der im Thale des Brembo gelegenen grossen Berggemeinde Serina von Dr. Luigi Carrara Zanotti vor, in welcher zu lesen steht, dass nach einer unerschütterlich feststehenden, auch durch authentische Dokumente erhärteten Volksmeinung zwei Deutsche aus Innsbruck, „grossherzige Männer“ (magnanimi viri) die Gründer und Erbauer von Serina gewesen seien. Da diese schon um das Jahr 800 n. Chr. gesehen sein soll, Innsbruck aber eigentlich erst viel später in der Geschichte erwähnt wird, auch die Namen der beiden Männer, nämlich Ceronius und Carverias, nicht recht Deutsch klingen, so ist diese Angabe wohl nicht wörtlich zu nehmen und deutet nur etwa darauf hin, dass die ersten Ansiedler in Serina Deutsche gewesen sein mögen. Die Örtlichkeitsnamen sind Italienisch; Deutsch können davon sein: Grimoldo, jetzt Grimoldo, die älteste Fraktion der Gemeinde, Alben (Berg) und Falgher (Weiler), welch' letzterer Name in Deutsch-Tirol (Lech-Thal) als Familienname häufig ist. Ich bin aber schuldig, dem Leser den Grund anzugeben, warum ich dieser Einzelheit hier erwähnt habe: Serina war Heimath und Geburtsort sowohl vieler angesehenen Männer aus dem Geschlechte der Carrara, als auch des Italienischen Literatur-Historikers Girolamo Tiraboschi und des Malers Jacopo Palma il vecchio!

dem Schwerte gesiegt, der Kultur der Besiegten und opfernden derselben ihre Sprache und Nationalität, wenn auch nicht, ohne dem fremden Element durch mannigfache Umgestaltung ihr Wesen und ihre Erinnerung aufzuprägen. Das ganze kräftige nationale Wesen Ober-Italiens, wie es heute reformatorisch auf den faulen Süden wirkt, ist aus der lange gährenden Mischung der alten einheimischen mit den Germanischen Elementen hervorgegangen. Wir können geradezu stolz sein auf unsere enge Blutsverwandtschaft mit dem durch und durch kernhaften und tüchtigen Volke der Lombarden, wenn auch unsere politische Zwangsnohe keine glückliche gewesen ist. Insofern können wir uns mit dem Gang der Geschichte trotz aller Schädigung unseres Nationalkörpers versöhnen. Aber traurig bleibt es doch, dass es nach Christus noch über 1700 Jahre dauern musste, bis Deutschland in seiner geistigen Bildung und nationalen Literatur sich auf eine solche Höhe erschwang, dass der Odem derselben belebend und erwärmend nun zu allen, auch den entferntesten Gliedern der Nation zu dringen vermag. Was hatte Deutschland im späteren Mittelalter und noch in der Neuzeit der seit dem 13. Jahrhundert herrlich aufblühenden Italienischen Sprache und ihrer reichen Literatur entgegen zu stellen? Eine raue, ungelente, mit Fremdwörtern angefüllte Sprache, eine verwilderte, neben wenig Gutem mit hässlichen Auswüchsen aller Art überladene Literatur!

Der Zauber der Italienischen Sprache, die Schätze ihrer Literatur würden allein nicht mächtig genug gewesen sein, die Deutschen im Süden ihrer angestammten Sprache und ihrer Nationalität zu entfremden; dazu bedurfte es eines noch mächtigeren Faktors. Dieser war die Kirche; sie ist die Hauptträgerin der Romanisirung gewesen und geblieben. Dass die Deutschen im Vicentinischen auf den Bergen wie in der Ebene auch der Kirche gegenüber lange und energisch an ihrer Nationalität festhielten, beweist mehr als Alles der Umstand, dass sie ihre Priester aus Deutschland beriefen. Mit dem Italienischen Priester — das mochten sie nur zu lebhaft empfinden — zog auch die Italianisirung

in die Deutsche Gemeinde ein. Mit welchen Kämpfen, mit welchem Kostenaufwande müssen solche Berufungen verbunden gewesen sein? Wenigstens dauerte es für die Berggemeinde Malo, wie oben erwähnt worden, von 1388 bis 1407, also fast zwanzig Jahre, bis sie ihre Trennung von einer Italienisch gewordenen Kirchengemeinde durchsetzte. Dabei lässt sich noch als wahrscheinlich annehmen, dass manche dieser aus Deutschland kommenden Priester, namentlich im 15. Jahrhundert, wo unter dem Klerus eine so grosse Verderbenheit herrschte, mitunter recht unsaubere Individuen gewesen seien. Auch Hiess nahm ein Ende, als in Deutschland die kirchliche Reformation eintrat, deren Geist besonders auch im Vicentinischen und Paduanischen gewaltig aufragend wirkte und viele hervorragende Geister in ihre Wirbel zog; war ja doch Vicenza auch die Wiege des Socinianismus. Seit jener Zeit vernahmen die Deutschen Venetiens und Wälsch-Tirols das Wort Gottes nur dann noch in ihrer Muttersprache, wenn sie einheimische Priester hatten und diese trotz Italienischer Bildung noch ein Herz für die Heimath bewahrten. In Wälsch-Tirol war diess nicht immer der Fall; da wird z. B. von einem solchen Priester Deutschen Namens und Deutscher Herkunft erzählt, dass er im Thale Terragnuol bei Roveredo den Alten einen Eid darauf abforderte, mit den Jungen nicht mehr Deutsch sprechen zu wollen. Was würden wir nicht über die brutale Vergewaltigung des Deutschthums im Süden zu hören bekommen, wenn all' die Hunderttausende von vergessenen Gräbern sich öffneten und die Wiedererwachenden uns erzählen könnten, mit welchen Mitteln man sie verwälcht habe!

Allerdings lag es von jeher im Interesse der Deutschen wie später der Oesterreichischen Politik, in Wälsch-Tirol das Deutsche und reichstreue Element möglichst zu erhalten. Nur eine solche Bedeutung konnte zunächst die Maassnahme Kaiser Konrad's II. haben, als er im Jahre 1027 die vom früheren Verbands mit der Markgrafschaft Verona abgelöste Grafschaft Trient dem dortigen Bischöfe Ulrich verlieh, welcher damit in die Reihe der Deutschen Reichs-

fürsten eintrat<sup>1)</sup>. Kaiser Friedrich I. suchte in Trient jedes Gelfüste, es den Lombardischen Städten nachzuthun, dadurch zu ersticken, dass er im Jahre 1182 der Stadt ihre Consula nahm und sie für eine Stadt Deutschlands erklärte, welche unter der Regierung ihres Bischofes dem Reiche treu und ergeben sein sollte. Von den Bischöfen Trients selbst, welche meist Deutsche waren, hat besonders Friedrich v. Wangen (1207—1218) im Sinne der Deutschen Reichspolitik gewirkt, indem er die rebellischen Vasallen züchtigte, den Bergbau hob und zur Bebauung noch öder Berggegenden Deutsche Ansiedler herbeizog, was besonders in Folgareit der Fall war. Die Vogtei der Grafen von Tirol bildete sich allmählich zur landesfürstlichen Oberhoheit aus und schloss den Süden immer fester an den Norden. Die Habeburgische Politik war, seit Tirol im Jahre 1363 zu Oesterreich gekommen, die entschiedenste Gegnerin der wachsenden Macht Venedigs, welche im 15. Jahrhundert ihre Grenzmark bis nahe an die Thore Trients vorschob; die Liga von Cambray, welche diese Macht brach und die Venetianer zum Rückzug aus Tirol zwang, war ja vorzugsweis ein Werk des Kaisers Max I. Man suchte alle nicht-Tirolischen Italiener von allen wichtigeren Stellen, wie es jene von Hauptleuten in festen Orten und Burgen und von Lehensträgern waren, durchaus fern zu halten. Auch in kirchlicher Hinsicht wollte man in Trient dem Deutschen Elemente das Übergewicht wenigstens äusserlich sichern. Auf Andringen der Regierung verordnete Papst Sixtus IV. (1471—1484), dass von den achtzehn Trienter Domherren stets zwei Drittel entweder Deutsche oder Oesterreichische Unterthanen oder doch mindestens Vasallen des Hauses Oesterreich und des Fürstbischofes von Trient sein sollten. Nach allerlei Modifikationen blieben nach einem Indulte des

<sup>1)</sup> In seiner trefflichen Schrift: „Über die staatsrechtlichen Beziehungen des Italienischen Landestheiles von Tirol zu Deutschland und Tirol“ (Innsbruck 1864, Programm der K. K. Oberrealschule) hat Joseph Durig unzwiefelhaft nachgewiesen, dass das Fürstenthum Trient seit dem Jahre 1027, in welchem es als geistliches gestiftet wurde, zu Deutschland, nicht zu Italien gehörte. Von 952—1027 hatte dasselbe als ein Theil des Herzogthums Kärnten ohnehin schon unzwiefelhaft zu Deutschland gehört.

Papstes Benedikt XIV. vom Jahre 1745 noch zehn Domherren, welche rein Deutscher Geburt oder der Deutschen Sprache hinreichend kundig sein sollten. Wie der Leser schon aus diesen „oder“ leicht abnehmen kann, war Alles, was die Regierung da bei der Kirche erreichte, nur Spiegelfechterei und hinderte nicht, dass die Italienische Sprache als Kirchensprache in alle Deutschen Gemeinden eingeführt wurde und bis heute eingeführt geblieben ist. Dass der Deutsche Volkstheil darunter auch in sittlicher Hinsicht schweren Schaden litt, kümmerte die sprachlichen Vergewaltiger in der Trienter Kurie nicht im mindesten.

Was so durch mitunter ohnehin zweifelhafte Mittel gerettet werden sollte, wurde in der langen Zeit der Gegenreformation durch die katholische Staatspolitik, welche eine Unmasse Wälscher Elemente über die Deutschen Länder Österreichs ergoss, in hohem Grade gefährdet und geschädigt. Der Andrang des Romanischen Elementes überfluthete besonders Tirol. Innsbruck gewann bis über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaus das Ansehen einer nahezu Italienischen Stadt mit Italienischen Hofleuten, Künstlern, Priestern und Mönchen. Namentlich wirthschaftete dort unter der Italienerin Claudia von Medicis, eine so treffliche Regentin und Frau sie auch selbst war, ein durch und durch Italienischer Hofstaat in unerträglicher Weise; als endlich der zweite Sohn derselben, Erzherzog Sigmund Franz, der tollen Wälschen Wirthschaft ein Ende zu machen versuchte, musste er, wie die Volksmeinung standhaft behauptete, von seinem Italienischen Leibarzt vergiftet, kaum 35 Jahre alt, im Jahre 1665 eines frühen Todes verbleichen. Das Italienische Element blieb aber beim Hofe in Wien bis zur schmerzlichen Erfahrung des Jahres 1848 das bevorzugte; im 17. Jahrhundert war dort Italienisch und Spanisch die Hofsprache. Kaiser Leopold I. hatte nur Italienische und Spanische Beichtväter; ich schreibe diess nicht etwa dem schmähächtigen Hormayr, sondern dem Tiroler Pater Beda Weber nach, welcher es wohl wissen musste und uns in seinem Buche: „Tirol und die Reformation“ (Innsbruck 1844) eine Darstellung jenes Zeitalters

geboten hat, welche an Deutlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Es ist wahrlich ein halbes Wunder, dass unter solchen Verhältnissen nicht nur der räumlich grössere Theil Süd-Tirols bis heute Deutsch geblieben ist, sondern auch über denselben hinaus noch Deutsche Sprachinseln sich erhalten haben. Wer soll nicht diese Zähigkeit des Deutschen, schon seit Jahrhunderten schonungslos den feindlichsten Einflüssen preisgegebenen Volkselementes bewundern? Die Deutsche Nation hat sich wahrlich ihrer Stammgenossen im Süden vom Brenner nicht zu schämen!

In der Gegenwart ist allerdings die Stellung der Deutschen zu den Italienern in Einem Punkte verändert. Der Deutsche hat seine gebildete kräftige Sprache, welche nach dem Ausspruche des grossen Dichters sogar für ihn „dichtet und denkt“, er hat seine reiche Literatur, welche ihm geistigen Halt giebt, auch in der Fremde, so dass man jedem Auswanderer mit den Worten des Tirolischen Dichters Hermann v. Gilm zurufen kann:

„Du sollst, dass dir ein Ort zur Heimath werde  
Und du nie Fremdling seist am fremden Herde,  
Die Götter wie Aeneas mit dir nehmen!“

So kann und wird denn auch Deutscher Geist rings an den Marken Deutscher Sprache und Deutschen Volkthumes erwärmend, belebend und festigend wirken, dass kein Fuss breit noch Deutschen Bodens mehr verloren gehe. Oder sind wir noch nicht lange genug — der Völkerdünge gewesen?

Die noch immer ungestillte Ländergier der Italiener ist etwas Bedauerliches. Nur diess wollen wir noch bemerkt haben und betonen, dass jeder Versuch Italiens, sein Gebiet nach Norden zu erweitern, eine im Ganzen und Grossen nahezu tausendjährige Grenze zu durchbrechen droht! Eine Missachtung dieser Thatsache wird nur zur Folge haben, dass der geträumte Völkerfriede wieder zum Völkerkriege und dem Rufe der Italiener nach Süd-Tirol vom Norden her der Ruf nach der Etsch-Grenze mit Verona und Legnago antworten wird. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es auch heraus!

Petermann's Geogr. Mittheilungen. 1877, Heft X.

## Eine deutsche Sprachinsel in Welschtirol

Von Studentenrat S. Herzog

In Süden der Alpen war früher das Deutschtum viel weiter verbreitet, als es jetzt ist. Welschtirol und Oberitalien enthalten einige Sprachinseln als kümmerliche Ueberreste eines ehemals weit größeren Machtbereichs der deutschen Zunge. Eine dieser Sprachinseln ist Lusern. Der Ort liegt hart an der österreichisch-italienischen Grenze. Wenn Norden kommend benützt man von Trient aus die Suganertalbahn und verläßt diese in der Station Caldonazzo (Kalneisch). Vor hier führt je nach Wahl eine prächtige Bergstraße über Lafrang (Lavarone) oder ein steiler, aber schöne Aussicht bietender Saumpfad zunächst nach Elchberg (Monterovere), einem einsam inmitten großer Wäldungen gelegenen Gasthaus, wo sich die Wege teilen. Darauf erreicht man in einer und einer halben Stunde, auf angenehmem Bergsträßlein hoch über dem Tale das Wanderziel Lusern. Der aus Italien kommende Tourist wendet entweder vom Hauptorte der „Sieben Gemeinden“ Schleggen (Mhiago) in drei bis vier Stunden in das Dörflein oder er erreicht es über die im Vicentinerischen liegenden Orte Schio (Sleit) und Arsero durch das Tal des Aftach (Aftico).

Lusern liegt 1333 Meter hoch auf einer kleinen Abhängung des hier vom Aftachtale steil aufsteigenden Gebirges. Die Lage des Ortes bedingt eine gegen Westen und Süden weitreichende, malerische Aussicht; besonders schön zeigt sich bei klarem Wetter die Brentagruppe. Für Ackerland ist nur wenig Raum auf dieser Höhe vorhanden, so daß jedes Stückerl Erde ausgenützt werden muß; auch das Wiesengelande ist sehr beschränkt und noch dazu zerstückelt. Die Viehweide ist nicht sehr ergiebig, sondern ziemlich steinig. Der Waldbestand ist gegen früherer Zeiten bedeutend zurückgegangen, daher herrscht infolge Versiegens der meisten Quellen ein empfindlicher Wassermangel. Es braucht keine nähere Erklärung, daß bei solcher Beschaffenheit ihrer Heimat die Luserner im allgemeinen wenig bemittelt sind. Die Armut des Bodens bewirkt, daß während des größten Teiles des Jahres die meisten kräftigen Männer als Arbeiter, besonders als tüchtige Maurer, in der Fremde weilen und durch ihren Verdienst der Hauptteil der Kosten für den Unterhalt ihrer Familie bestreiten. Das gleiche geschieht bekanntlich in den benachbarten Bezirken Welschtirols und Oberitaliens. Der Förderung des Wohlstandes dienen mehrere gemeinnützige Einrichtungen, so eine staatliche Klöppelschule, eine genossenschaftliche Käseerei und eine gemeindliche Viehversicherung.

Das Dorf hat mit dem dazu gehörenden Weiler Tetsch ungefähr 1000 Einwohner, darunter nur sehr wenige Italiener. Außer dem Dorf und diesem Weiler umfaßt die Gemeinde noch einige Alpengehöfte mit dem Gesamtnamen

Wiesele, drei Viertelstunden vom Hauptorte entfernt in einer Talmulde liegend und von den Lusernern viel besucht.

Den deutschen Besuchern Luserns berührt es sehr wohlthuend, daß er hier ein so frisch blühendes deutsches Volkstum findet. Und doch wird es den Bewohnern nicht immer leicht gemacht, deutsche Sprache und Sitte zu bewahren. Sogar staatliche Behörden wagten es früher, der Gemeinde das Recht auf den Gebrauch der deutschen Amtssprache zu bestreiten. Die bekannte „Liga Nazionale“ aber, ein Bund zur Erhaltung und Verbreitung der Bevölkerung, war auch in diesem Dorfe unermüdet tätig und unterhielt mit großen Kosten eine allerdings nur schwach besuchte italienische Volksschule. Die Gemeindeschule ist natürlich deutsch.

Allen Versuchen, ihr Recht auf den Gebrauch der deutschen Sprache zu verkürzen, setzt die Gemeindevorwaltung, trefflich beraten von dem kerndeutschen Schulleiter, der zugleich Gemeindefretär ist, und dem ebenso gesinnten Kuraten, den tatkräftigsten Widerstand entgegen, ohne dabei unbillig zu sein. Da in der Kirche seit Gründung der Kuratie das Italienische üblich war, wurde die Gottesdienstordnung in den beiden Sprachen verkündigt; die Predigten waren abwechselnd deutsch und italienisch. Die Seelsorger der letzten Jahrzehnte waren in der großen Mehrzahl deutsch gesinnt und zugleich auf die wirtschaftliche Hebung der Bevölkerung bedacht. Wucher ihnen verdient rühmende Erwähnung der Schulleiter und Gemeindefretär Simon Nicolussi, ein Sohn der Gemeinde, der lange Jahre, bis in die letzte Zeit für das Wohl seiner Heimat tätig war und allen deutschen Besuchern wegen seiner Dienstwilligkeit und Geselligkeit wohlbekannt ist. Die schon erwähnte Klöppelschule trat auf eine Anregung des Kuraten Justizian ins Leben. Der Geistliche entdeckte bei seinem Amtsantritt 1862 das bis dahin für Italienisch gehaltene Lusern als deutsche Sprachinsel, machte den wahren Sachverhalt in der Öffentlichkeit bekannt und tat zugunsten des Deutschtums, was in seinen Kräften stand. Im Jahre 1905 ließ ein früherer Kurat der Gemeinde, Joseph Bacher, das gediegene Buch erscheinen: „Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkserzählungen, Mundart und Wortbestand“ (herausgegeben durch die Logogeseellschaft als 10. Band ihrer „Quellen und Forschungen“, Innsbruck, Wagner).

Nützliche Vorarbeiten zu seinen Forschungen fand Bacher besonders in den Veröffentlichungen der bekannten Tiroler Gelehrten Ignaz Zingerle und Christian Schneller, die seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sprachinsel besuchten. Zingerle gab ein „Lusernisches Wörterbuch“ heraus.

Das Isurnische Deutsch steht natürlich nicht vereinzelt da, sondern gehört zu der ganzen Gruppe der deutschen Mundarten südlich der Brenta und östlich der Etsch. Während früher die Ansichten der Sprachforscher über die Eigenart dieser Mundarten sehr geteilt waren — Zingerle z. B. hielt sie für alamanisch, andere Gelehrte für longobardisch oder gotisch — steht jetzt fest, daß sowohl die Träger des Deutschtums in jenen Gegenden als auch ihre Mundarten in der ganzen Grundanlage bayerisch sind. Bajuwaren stehen sich seit dem frühen Mittelalter in diesem Teile der Südalpen nieder. Der bayerische Dialekt Isurns hat sich in hohem Grade den Charakter des Altdülmischen bewahrt — in Wortschatz, Satzbau und Lautentwicklung — und steht dem benachbarten „Cimbrischen“ viel näher als alle anderen deutschen Mundarten. Wogen ihres fremdartigen Satzbaues klingt die Isurnische (und die leider immer mehr aussterbende cimbrische) Mundart einem nicht daran gewöhnten Ohre holprig und unbeholfen, aber sie ist ebenso sicher im Ausdruck wie jede andere. Anziehend war es, dem Gespräche der Dörfler zu lauschen und allmählich zu besserem Verständnis des Gesprochenen zu gelangen, während anfänglich wegen der Jüngensfertigkeit der Leute vieles unverständlich blieb. Eine Eigentümlichkeit, die sich wohl überall findet, wo Deutsche unter oder hart neben Andersredenden wohnen, weist auch das Isurner Deutsch auf, nämlich den Gebrauch vieler aus der fremden Sprache — hier aus der italienischen — entnommener Ausdrücke des täglichen Lebens, z. B. „alora“ = dann, dantals (italienisch allora); aramai = nunmehr, looar (ital. oramai) usw. Dieser Entstellung des Deutschen steht jedoch die Erhaltung gar mancher Wörter gegenüber, die eine Stiege des Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen bildeten, in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache aber entweder verloren oder zu ihren Ungunsten die Bedeutung wechselten, z. B. „Ez“ = Weiberlah (mittelhochdeutsch „eche“); „eion“ = weiden (mittelhochdeutsch und cimbrisch „ehen“); „Gäch“ = Eile (mittelhochdeutsch „gæche“).

Zum Schluß sei es gestattet, einige kleine Sprachproben aus Bachers Sammlung zu geben. 1. Scheltender Zuruf: „A, vormasceditor Schuplba (ital. stupido = Tölpel) vor a haltschot, was hast du?“ (Ei, vormascediter Tölpel von einem Hadsch, was hast du?) Unerwünschte germanische Derbheit in gelungener Mischung mit welschen Schimpfwörtern ist hier nicht zu verkennen. 2. Anfang eines Kirchenliedes: „Ba (wo) da hat gewandart ünfar kibar hear bobral (überall) durch s vreinege lant“ (das fremde Land); ähnlich beginnt ein cimbrisches Osterlied: „Ba bandarte (wanderte) d'unzar Frau (unsere Frau), ba bandarte in priwede lant?“ 3. Ueberschriften zweier Erzählungen: a) „We da (wie) de Lofarnar has(b)m getant (actan) zo khema zo wisa (zu kommen zu wissen), we da (ob) la peshla (die Pest, ital. la peste) no (noch) es walt dort von lant“ (Dorf, wie ital.

parce = Land und Dorf zugleich); b) „de muatar (Mutter), bo da hat geschuant (getrauert um) sai khin“ (Ihr Kind).

Die vorstehende Schilderung konnte natürlich nur die Verhältnisse darzustellen versuchen, wie sie vor dem Kriege in Isurn bestanden. Wenn nach dem Kriege wieder Deutsche die Südalpen bereisen, mögen sie, wenn irgend möglich, auch zu den dort unter bisher schwierigen Verhältnissen mitten zwischen Welschen lebenden Stammesgenossen ihre Schritte lenken. Jeder solche Besuch wird eine Stärkung des Deutschtums bedeuten, eine Pflicht, die uns jetzt noch mehr als früher obliegt.

Aus: „Der Sammler“ 1917 Nr. 135 Seite 5 und 6

### Buchbesprechungen

WOLFGANG MEID, Der erste zimbrische Katechismus (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 47) Innsbruck 1985, Rauchdruck, 320 Seiten; Wolfgang Meid, Der zweite zimbrische Katechismus (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 48) Innsbruck 1985, Rauchdruck, 212 Seiten.

Als „Zimbrisch“ wird ein altertümlicher deutscher Dialekt bezeichnet, der vor allem in den VII Vicentiner und XIII Veroneser Gemeinden in Oberitalien gesprochen wird. Dieser im 20. Jh. stark durch das Italienische bedrängte Sprachinseldialekt hat eine bescheidene Literatur hervorgebracht, deren zwei wichtigste Zeugnisse nunmehr in den vorbildlichen Ausgaben von W. Meid wissenschaftlich ediert sind. Es handelt sich in beiden Fällen um Katechismusübersetzungen: die „christlike und korze Dottrina“ (1602) nach der *Dottrina Christiana Breve* des Kardinals Roberto Bellarmino in einer Paduaner Ausgabe von 1597 (wie W. Meid mit philologischer Akribie nachweist), dann „Dar klóane catechismo vor dez Bèloseland“ (1813) nach einer Mailänder Kurzfassung des napoleonischen Einheitskatechismus. Die zeitgeschichtlichen Hintergründe der Übersetzungen werden in den Einleitungen zu den Ausgaben kurz und prägnant dargelegt.

Die beiden Textausgaben haben den gleichen Aufbau: In der Einleitung werden die Originaldrucke detailliert beschrieben und wird Rechenschaft abgelegt über das Editionsverfahren. Sinn der Edition ist nicht die buchstabengetreue Wiedergabe des Originals, da dieses als Anhang mit abgelichtet ist, sondern, so W. Meid in der Ausgabe des 1602er Katechismus S. 20: „Herstellung eines von Druckfehlern und Versehen sowie von insignifikanten Irregularitäten des Schriftbildes bereinigten Lesetextes.“ Die Einleitungen enthalten ferner eine knappe Übersicht über die sprachlichen und stilistischen Besonderheiten der Übersetzungen.

Darauf folgt der wissenschaftlich edierte Text nebst italienischer Vorlage. In einem „textkritischen Anhang“ sind die Stellen angeführt, die Anlaß zu textkritischen Bemerkungen geben; eine deutsche Übersetzung, die sehr nahe am Zimbrischen bleibt, erleichtert das Verständnis des für den deutschen Leser oft recht fremd wirkenden zimbrischen Textes. Danach folgt das „Kommentar“ mit hauptsächlich philologischen Bemerkungen zu orthographischen, grammatikalischen und semantischen Besonderheiten des zimbrischen Textes. Die Bemerkungen verweisen auf die durchnummerierten Textzeilen; leider fehlt im Text selbst der Hinweis, welche Stellen kommentiert werden. Abgeschlossen werden beide Ausgaben von Reproduktionen der

Originalausgaben; beim Katechismus von 1813 wird auch die überarbeitete zweite Ausgabe von 1842 vollständig reproduziert.

Für den Germanisten werden diese beiden Editionen als seltene Zeugnisse einer „Nahsprache“ des Deutschen von großem Interesse sein. Das Interesse der Dialektforscher galt schon immer der Altentümlichkeit des Zimbrischen; aber W. Meid vernachlässigt darüber nicht die Entwicklungen, die diesem isolierten Dialekt ein ganz eigenes Gepräge gegeben haben; vor allem sind immer wieder Einflüsse norditalienischer Dialekte zu verzeichnen.

Die beiden Editionen sind auch für die Geschichte dieser deutschen Sprachinsel aufschlußreich. So kann W. Meid im Katechismus von 1602 neben einem „Überbau“ (S. 25) italienischer religiöser Terminologie auch eine Schicht ausmachen, die auf das „genuine Deutsch“ des süddeutschen Raumes im 15./16. Jh. weist: gerade Apostolische Glaubensbekenntnis, Vaterunser und Englischer Gruß sind dem Wortlaut nach nicht aus dem Ital. übersetzt, sondern nach alter Überlieferung aufgeschrieben (S. 186f.): eine weitere Bestätigung für das Wirken deutscher Geistlicher in dieser alten Zeit (vgl. S. 38, Anm. 4 der Ausgabe). Diese Schicht ist bis auf wenige Bezeichnungen für Grundinhalte des Glaubens in der Übersetzung von 1813 nicht mehr enthalten; die italienische Terminologie dafür umso stärker. W. Meid kann trotzdem zeigen, daß die Übersetzung von 1813 die freiere, die Vorlage norfalls paraphrasierende Übersetzung ist im Vergleich zu derjenigen von 1602. Somit bietet sich das Zimbrische noch am Anfang des 19. Jh. als „voll lebendig, und flexibel im Ausdruck“, und hat den „Eigencharakter des Zimbrischen als einer deutschen Mundart im wesentlichen bewahrt“ (S. 27).

ANTHONY ROWLEY

aus: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte Band 51 Heft 2 Sonderdruck, S. 709 f.



Bürgermeister Luigi Nicolussi kämpft um sein Dorf

Hoch über Trient sprechen 400 Menschen noch immer eine andere Sprache

## Die Insel in den Bergen heißt Luserna

Neun von zehn Bewohnern heißen Nicolussi —

Straßenbau soll Abwanderung aufhalten

LUSERNA. Ein Maurerbetrieb. Ein Elektriker. Ein Bäcker. Ein Metzger. Vier Lebensmitteläden. Vier Gasthäuser. 400 Einwohner. 360 heißen mit Nachnamen „Nicolussi“. Auch der Bürgermeister heißt so: Luigi Nicolussi-Castellan. Der Zweitname dient zu besserer Unterscheidung. Alle Nicolussis tragen seit gut 100 Jahren einen Zweitnamen.

Luserna, 1333 Meter hoch über dem Meer gelegen, zählt zu den letzten deutschen Sprachinseln in Italien. Die Bewohner des Gebirgsdorfes verständigen sich in einer altentümlichen bayerischen Mundart, die „zimbrisch“ genannt wird. Mit möglichen Nachfahren der antiken Kimbern dürften sie allerdings wenig zu tun haben. Vielmehr glauben Sprachwissenschaftler, es handle sich bei der Bezeichnung um eine Ableitung von Zimmermann (ital. Cimbr). Wie auch immer: Die Tradition der deutschen Sprache wird hochgehalten in Luserna, ob jetzt Kimbern oder Zimmermänner die ersten Siedler dort gewesen sind.

Die Beziehungen Salzburgs zu dieser einen der sogenannten „Sieben Gemeinden“ sind vielschichtig. Zunächst einmal verbindet das seit einigen Jahren bestehende Partnerschaftsverhältnis zur Provinz Trient. Dann ist auch die österreichische Monarchie nicht spurlos an Luserna vorübergegangen. Bis vor kurzem unbekannt ist die Tatsache gewesen, daß rund 100 Bewohner Lusernas im Zuge der „Helmholungsaktion“ der Südtiroler und Trientiner im Dritten Reich lange Zeit in einem Auffanglager bei Hallein verbracht haben. Von dort aus sind sie in alle Winde verstreut worden. Viele Nicolussis in Österreich haben ihren Weg über Hallein genommen.

In Luserna ist es wochentags fast beängstigend still. Nur vereinzelt sieht man Männer auf der Straße. Die meisten sind auswärts beschäftigt. Luserna selbst bietet nur 40 Menschen Arbeit. Der

Bürgermeister ist stolz darauf, daß sich vor wenigen Wochen ein Steuerberater niedergelassen hat. Er hat einen Mitarbeiter angestellt.

Die Frauen beherrschen das Geschehen in Luserna. Meist sind es ältere Frauen. Die jungen ziehen davon. Vor zehn Jahren hat die Gemeinde noch 560 Einwohner gezählt. Im Jahr 2000 wird es vielleicht noch 250 Luserner geben. Es muß etwas geschehen. Das weiß auch der Bürgermeister. Der junge Sozialist — er ist vor acht Jahren auch zu seiner eigenen Überraschung als Chef in die Gemeindestube eingezogen — bemüht sich allerorts um Förderungen. Der 15köpfige Gemeinderat — 14 Volksvertreter heißen übrigens Nicolussi — kann selbst nicht viel auf die Beine stellen. Das Budget von 2,5 Mill. S läßt keine großen Sprünge zu. Da eine Wasserleitung, dort ein Parkplatz, das Geld ist rasch aufgebraucht.

Die neue Straße, die sich vom Talboden nach Luserna heraufwindet, bringt Hoffnung. Auf dem ehemaligen Kaiserjägerweg sollen vor allem Touristen zu den „Deutschen in den Bergen“ kommen. Aus Wochenpendlern könnten Tagespendler werden. Noch aber ist die Straße nicht fertig.

Noch bleibt also auch die Hoffnung, daß Luserna nicht zerstört wird. Zerstört durch Tourismus, durch Skiliftbauten, durch protzige Hotelklötze. Noch bleibt auch die Hoffnung, daß die letzte deutsche Sprachinsel zumindest in Fragmenten eine solche bleiben kann. In einem Touristenzentrum Luserna würde die altbayerische Mundart in den Hinterzimmern der Bettenburgen wohl über kurz oder lang verkümmern. Der Ausweg muß also nicht unbedingt die Erschließung sein. Wie man Luserna helfen könnte, ohne es zugleich zu zerstören, darüber zerbrechen sich auch die Menschen nördlich der Brennergrenze den Kopf.

Manfred Perterer